

Waldenburger Zeitung

Fernsprecher 3

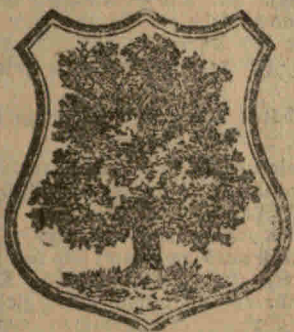
(Waldenburger

Wochenblatt)

Fernsprecher 3

Publikationsorgan

der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie von
Amts- und Gemeindevorständen des Kreises Waldenburg.
Postfachkonto: Breslau Nr. 10078. Konto bei: Stadtbank
Waldenburg, Waldenburger Handels- und Gewerbebank,
Bankhaus Eichhorn & Co., Kommunalständische Bank.



Erscheint täglich

mit Ausnahme an den Sonn- und Feiertagen.
Bezugspreis vierteljährlich 12.60, monatlich 4.20 M., frei Haus
Preis der einspaltigen Petitzeile für Inserenten aus Stadt
und Kreis Waldenburg 60 Pfg., von auswärts 75 Pfg.,
Reklameteil 2.00 M.

Streikfieber in Berlin und Oberschlesien.

Der Krieg im Frieden. Frankreich besteht auf der vollen Viehlieferung.

Berlin, 7. November. (W.T.B.) Die französische amtlich bediente Havas-Agentur erklärt, sie sei in der Lage mitzuteilen, daß keine Herabsetzung der Zahl der von Deutschland angeforderten Milchkuhe erfolgt sei. Frankreich habe bei Festsetzung sich der äußersten Mäßigung (!) befleißigt. Sobald die Abgabe der 92000 Stück Vieh, deren sofortige Lieferung der Friedensvertrag vorsehe, erfolgt sei, würden von Frankreich nur noch 510000 Stück Vieh verlangt. (Anmerkung des W.T.B.: Also die volle angemessene Liefenforderung!) Der deutsche Viehbestand befände sich in einer viel besseren Lage, als der französische. Deutschland könne, ohne sein wirtschaftliches Leben in geringster Weise zu beeinträchtigen, alle Verpflichtungen erfüllen, die in diesem besonderen Falle der Vertrag vorschreibe. Außerdem müsse daran erinnert werden, daß infolge der Besetzung Frankreich 835000 Stück Vieh verloren habe. Diese Erklärung geht, wie das „Echo de Paris“ mitteilt, vom Ministerium der besetzten Gebiete aus.

Hierzu bemerkt W.T.B.: Der Behauptung, daß sich der deutsche Viehbestand in einer viel besseren Lage befindet, als der französische, muß aus entchiedensten widersprochen werden. Die Versorgung Frankreichs mit Milch ist genügend, während sich Deutschland in einer geradezu furchtbaren Notlage bezüglich der Milchversorgung befindet. Die Forderung auf Ablieferung der Milchkuhe in der angegebenen Höhe würde die Katastrophe des deutschen Kinderelends vollenden, das das Gewissen der ganzen Welt nachrufen sollte. Die Behauptung, daß Frankreich während der Besetzung 835000 Stück Vieh verloren habe, ist nicht richtig, da der ganze Kinderbestand in den seinerzeit besetzten französischen Gebieten nur 893113 Stück betragen und die Requisitionen sich nur auf Teile des Viehbestandes erstreckt haben. Sollten die Alliierten aber wirklich in der Lage sein, einen Nachweis über die Höhe des ihnen weggenommenen Viehes zu erbringen, so wäre es doch viel richtiger, die Viehbestände aus den viehreichen Gegenden der Welt zu entnehmen, als sie aus dem bis auf äußerste erschöpften deutschen Vorrat herauspressen zu wollen.

Neues Streikfieber in Berlin.

Berlin, 6. November. Die Arbeiter der Berliner städtischen Elektrizitätswerke haben gestern Abend beschlossen, den vom tariflichen Einigungsamt gefällten Schiedsspruch abzulehnen und heute morgen 3 Uhr in den Streik zu treten. Die Stromversorgung Berlins wird daher voraussichtlich um diese Zeit eingestellt werden. Da auch die Arbeiter des Kraftwerks Rummelsburg in den Ausstand treten werden, wird auch die Stromversorgung von Golpar-Bornow unterbunden werden.

Schwere wirtschaftliche Störungen.

Berlin, 6. November. Der über die Köpfe der Führer hinweg in Szene gesetzte Streik der

Berliner Elektrizitätsarbeiter der Werke Lichtenberg, Oberspreewald, Rummelsburg, Neutölln und Moabit, dem sich in Charlottenburg auch die Gasarbeiter angeschlossen haben, hat das Berliner Wirtschaftsleben bereits aufs empfindlichste geschädigt. Durch den Streik ist natürlich zunächst der gesamte Verkehr der Großberliner Straßenbahn stillgelegt worden. Die Hochbahn, die über eigenen Strom verfügt, bemüht sich, durch stark vermehrte Zugfolge den außerordentlich gesteigerten Andrang zu bewältigen, die Automobil- und Pferdewagen, sowie die Omnibusse sind aufs stärkste in Anspruch genommen. Selbstverständlich fehlen im Straßenbilde die wilden Fuhrwerke nicht. Durch den Streik sind die Industriebetriebe erheblich gestört worden. Fast Dreiviertel der Berliner Fabriken, die nicht über eigenen Strom verfügen, haben die Pforten geschlossen halten müssen, und das Personal, das infolge der Verkehrsstörungen nicht rechtzeitig an der Arbeitsstätte erscheinen konnte, mußte wieder umkehren. Die Ladengeschäfte, soweit sie nicht über Gasbeleuchtung oder — wie die großen Warenhäuser — über eigene Lichtzentralen verfügen, mußten bei Dunkelwerden schließen; hier und da behalt man sich mit Notbeleuchtung, mit Kerzen- und Petroleumlicht. Ein großer Teil der Theater, Restaurants und Kinos konnten ebenfalls nicht offen halten. Die Straßen sind vielfach in Dunkelheit gehüllt. Eine große Anzahl Großberliner Krankenhäuser waren heute morgen bereits nicht mehr in der Lage, selbst die einfachsten Operationen auszuführen, weil die Beleuchtung nicht funktioniert. Von den Berliner Blättern sind am Abend nur wenige erschienen, die über eigene Stromzentralen verfügen. Auch in einem Teile der Berliner Fernsprechanstalt mußte der Betrieb eingestellt werden. Weiter ist nicht nur der Bau der Untergrundbahn durch das Steigen des Grundwassers infolge der Außerbetriebsetzung der Pumpen gefährdet und nach dem Gutachten der maßgebenden Behörde die Möglichkeit eines Einsturzes von Häusern an besonders gefährdeten Stellen der Friedrichstraße gegeben, auch die Wasserversorgung des südlichen und südöstlichen Teils von Großberlin ist in stärkste Mitleidenschaft gezogen. Das große städtische Wasserwerk in der Wuhlheide hat seinen Betrieb einstellen müssen, da die Pumpen elektrisch betrieben werden.

Einsetz der technischen Nothilfe.

Berlin, 6. November. Die Vermutung, daß hinter dem wilden Streik politische Drahtzieher stehen, läßt sich nicht von der Hand weisen. Das kam selbst in der Versammlung der Betriebsräte und der Vertrauensleute der städtischen Arbeiter zum Ausdruck. Ein Redner erklärte wörtlich: „Wir müssen die Empfindung haben, als ob Drahtzieher den Streik vom wirtschaftlichen auf das politische Gleis schieben wollen. Wir verwahren uns ganz energisch dagegen und erklären, daß wir uns von unverantwortlichen Elementen nicht mißbrauchen lassen.“ Das „W. T.“ schreibt zu der Frage: „Wenn man sich erinnert, daß morgen der Jahrestag der russischen Revolution ist, daß am kommenden Dienstag auch der Revolutionstag von 1918 sich zum zweiten Male jährt, dann wird man nur schwer daran glauben können, daß es sich hier um eine rein wirtschaftliche Bewegung mit dem Zweck einer Lohnauf-

besserung handelt. Es darf in diesem Sinne darauf hingewiesen werden, daß die „Rote Fahne“ in ihrer heutigen Morgenausgabe die revolutionäre Arbeiterschaft auffordert, morgen ihre Solidarität mit den russischen Brüdern und ihren Willen zur Weltrevolution zu bekunden. Der kommunistische Aufruf zu den Massendemonstrationen fordert die Arbeiter auf: „Zeigt Euren Nachbarn!“ Auch der „Vorwärts“ mißbilligt in seiner Abendausgabe den Streik erneut aufs schärfste, der die Interessen der Arbeiter aufs schwerste schädigen müsse.

Wie in letzter Stunde noch von der Technischen Nothilfe mitgeteilt wird, ist diese um 6 Uhr abends von Minister Severing eingesetzt worden. Der Einsatz erfolgte erst so spät, da bis dahin Einigungsverhandlungen im Gange waren. Dadurch ist natürlich die Wiederinbetriebsetzung der Werke außerordentlich erschwert worden.

Besserung der Lage.

Berlin, 7. November. Die Streiklage hat sich einigermaßen gebessert. Allerdings waren trotz des Eingreifens der technischen Nothilfe die Straßenbahnen auch heute noch still gelegt, aber die elektrische Beleuchtung war wenigstens zum Teil wieder hergestellt. Die Elektrizitätsarbeiter haben sich auch wieder zur Uebernahme der sogenannten Nothandarbeiten verstanden, so daß die technische Nothilfe im Laufe des Nachmittags abrücken konnte. In den Gas- und Wasserwerken wurde mit wenigen Ausnahmen gearbeitet. Auf einzelnen Werken war bei der Abstimmung seitens der Arbeiterschaft das Eintreten in den Streik abgelehnt worden. Endgültige Verhandlungen und Abstimmungen werden aber jedenfalls erst im Laufe des Montag erfolgen.

Kommunistische Revolutionsfeiern.

Berlin, 7. November. Der Jahrestag der russischen Revolution ist trotz flammender Aufrufe der Kommunisten, die nicht weniger als 20 Versammlungen einberufen und zum Abschluß eine große Kundgebung im Lustgarten veranstaltet hatten, ohne besondere Vorkommnisse abgelaufen. Die Versammlungen waren mäßig besucht, und auch im Lustgarten war wenig los. Die Leute hatten sich den billigen Scherz gemacht, auf dem Denkmal Friedrich Wilhelm III. vor dem alten Museum eine rote Fahne an der ausgestreckten Hand des Königs zu befestigen. Die Fahne wurde von Polizisten beseitigt.

Fortdauer des Lichtstreiks in Oberschlesien.

Beuthen, 6. November. (W.T.B.) In Chorzow wurde ein starkes Aufgebot der Abstimmungspolizei zusammengezogen, das heute abend das obereschlesische Elektrizitätswerk besetzen sollte. Auf den einmütigen Widerspruch der Arbeiterschaft wurde die Abstimmungspolizei jedoch später zurückgezogen und nur der Haupteingang durch einen Doppelposten besetzt. Die um 9 Uhr abends erschienene technische Nothilfe wurde von der Arbeiterschaft ebenfalls abgelehnt und zurückgezogen, weil man Zusammenstöße befürchtete. Die Direktion lehnt jede Verhandlung

ab. Die interalliierte Behörde hat durchblicken lassen, daß der Betrieb militärisch besetzt werden wird. Der Belegschaft wurde restlos gekündigt, doch soll den Arbeitswilligen Gelegenheit gegeben werden, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen. In den Eisenbahnbereichen herrscht gleichfalls große Erregung und Streikneigung, die auf wirtschaftliche Forderungen zurückzuführen wird.

Unter Ausnutzung des Richtstreiks drangen drei Bewaffnete in das Postamt Morgenroth ein und raubten einige Geld- und Einschreibebriefe und 180 000 Mark Bargeld.

Deuthen, 7. November. (WZB.) In Chorzow ist die Lage unverändert. Heute morgen erschien abermals die Technische Nothilfe und französisches Militär. Da jedoch kein Grund zum Eingreifen vorlag, ist beides zurückgezogen worden. In Zabrze ist es durch das Eingreifen der Technischen Nothilfe unter dem Schutz der Abstimmungspolizei möglich, eine Teilleistung des Werkes zu erzielen.

Ueber die Gründe der Bewegung unter den ober-schlesischen Eisenbahnern gibt eine Entschließung Aufschluß, die am 8. November in Protest-Versammlungen gefaßt worden ist. Danach wird eine Wirtschaftsbeihilfe in Höhe von 1000 Mk. gefordert. Sollten die wiederholten Vorstellungen keinen Erfolg haben, so sind die Eisenbahner gewillt, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln das Geforderte zu erkämpfen. Ein Termin für den Eintritt in den Streik ist entgegen anders lautenden Meldungen noch nicht festgesetzt.

Deutscher Reichstag.

28. Sitzung, 6. November.

Auf der Tagesordnung steht eine Interpellation Schiffer (Dem.), die von allen übrigen Parteien, mit Ausnahme der Linksunabhängigen, unterstützt wird. Darin wird gefragt, welche Stellung die Reichsregierung gegen den Beschluß des Völkerbundes einnimmt, Belgien endgültig die Souveränität über die Kreise Eupen und Malmédy zuzusprechen. Mit dieser Interpellation verbunden wird eine Interpellation Korrell (Dem.) über die Lage im besetzten Gebiet des Rheinlandes.

Darin wird Auskunft erbeten über die Höhe der Besatzungskosten, die Behandlung der Bevölkerung und über Maßnahmen zur Herbeiführung der Rückkehr der wegen Abwehr separatistischer Bestrebungen ausgewiesenen.

Abg. Bell (Ztr.) begründet die erste Interpellation. Zum dritten Male muß ich schwere Anklage erheben gegen unsere Kriegsgegner. Sie haben sich Rechtsverletzungen, Vertragsbruch und Vergewaltigungen zuschulden kommen lassen. Man will Deutschland immer mehr demütigen und zum Vorführen bringen. Ein Schrei der Entrüstung wird aus der Röhre gepreßt. Die Besatzungstruppen betreten das besetzte Gebiet als Ausmarschgelände. Die Bürgermeister werden fast ausgeschaltet. Die Reichsregierung muß alles tun, um Deutschland zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Geldüberfluß in dem von den Amerikanern besetzten Gebiet ruft eine große sittliche Verwilderung hervor. Noch heute besteht die Kulturschande der Besetzung durch schwarze Truppen. Wir appellieren an das Gewissen der Welt. Die Besetzung ist nicht zur wirtschaftlichen Eroberung da, wie sie die Franzosen betreiben. An die Reichsregierung richte ich im Namen der ganzen Welt den Appell, das traurige Los der Rheinländer endgültig zu erleichtern. Wir wollen im Frieden leben mit unseren westlichen Nachbarn, aber auf dem Boden der Gleichberechtigung. Die Versklavung eines 60 Millionen-volkes ist unerträglich. Die Rheinländer sind lernbedürftig und lassen sich durch keine Versuche davon abbringen. Die Abstimmung von Eupen und Malmédy hat ein belgischer Beamter als Humbug bezeichnet, ein Holländer bezeichnet sie als Kinder-spiel, ein Schwede als unwürdiges Sauer-spiel. Der Spruch des Völkerbundes, der Eupen und Malmédy Belgien zuweist, ist abzulehnen; denn nach dem Friedensvertrag ist die Volksversammlung des Völkerbundes zuständig. An sie appellieren wir und

verlangen Nachprüfung.

Wir sind ehrlich bestrebt, mit der belgischen Bevölkerung wieder in ein freundschaftliches Verhältnis zu kommen. Wir verlangen, daß auch die Schuld der Entente nachgeprüft wird.

Reichsminister des Inneren Dr. Simons:

Die schwere Not der Bevölkerung in den Kreisen Eupen und Malmédy hat im ganzen deutschen Volke warmstes Mitleid erweckt. Die Reichsregierung hat dem Völkerbunde ein Weisbuch mit reichem urkundlichen Material über das Verhalten der belgischen Behörden gegenüber der deutschen Bevölkerung zugestellt. Sie hat beantragt, diese Volksbefragung für ungültig zu erklären und eine freie, unbeeinflusste Volksabstimmung vorzunehmen. In dem Beschluß des Völkerbundes über die endgültige Festsetzung der Souveränität der beiden Kreise fehlt eine Bezugnahme auf unser Weisbuch so gut wie ganz. Auf unsere zahlreichen Beschwerden haben wir niemals eine umfassende Antwort bekommen. Wir wissen nicht, ob unser Material überhaupt geprüft worden ist. (Hört! Hört!) Unsere Versuche, darüber Auskunft zu erhalten, sind

gescheitert. Der Völkerbund meint, daß keine Stimmung für Deutschland in Eupen und Malmédy bestehe, weil sich von 62 000 Seelen nur 271 Einwohner eingeschrieben haben. Diese Zahlen beweisen gerade, daß die Abstimmung nicht in der richtigen Form vorgenommen

worden sein kann. Besonders aus rechtlichen Gründen kann nach der Überzeugung der deutschen Regierung der Beschluß des Völkerbundes nicht aufrecht erhalten werden, denn der Rat ist für Eupen und Malmédy nach dem Wortlaut des Versailler Friedensvertrages überhaupt nicht zuständig. Die Entscheidung kann nur durch die Völkerbund-Versammlung getroffen werden, umso mehr, als der Völkerbundsrat selbst nicht einmal nach den Bestimmungen des Friedensvertrages zusammengefasst ist. Die Vereinigten Staaten fehlen darin, und das ist sehr wichtig, weil für die Gültigkeit der Beschlüsse des Völkerbundes Einstimmigkeit erforderlich ist. In der gegenwärtigen Zusammenfassung ist der

Völkerbundsrat nur eine Vertretung der Siegerstaaten.

Die Reichsregierung wird keine Gelegenheit veräumen, der Welt vor Augen zu führen, welches Unrecht sich in Eupen und Malmédy abgespielt hat. Sie hofft, daß der Völkerbund endlich eine eingehende Prüfung des vorgelegten Materials vornimmt und von seiner Grundlage der Gerechtigkeit nicht abweicht. Die Regierung hofft aber auch, daß zu irgend einer Zeit wieder Beziehungen zu Belgien aufgenommen werden, die es der belgischen Regierung und der belgischen Bevölkerung nahelegen, nicht länger über das uralte Recht der deutschen Bevölkerung in Eupen und Malmédy hinwegzugehen. (Beifall.)

Abg. Korrell (Dem.): In dieser Frage sind wir alle einig. Das Rheinland hört heute auf unsere Worte. Es handelt sich um eine Lebensfrage für Deutschland. Auch eine elsass-lothringische Frage wird es so lange geben, bis der deutsche Stamm durch eine Abstimmung seine Meinung kundgetan hat. (Beifall.) Die Begründungsflüsse, die mit Franzosen ausgetauscht wurden, besagen gar nichts. Unsere Aufgabe ist es, die vertriebenen Elsäss-Lothringern mit aller Freundschaft aufzunehmen. Wir verlangen ein Entschädigungsgesetz. Auch das Saarland ist fernbedeutend. Es wird auch in den 15 Jahren der Völkerbundsregierung deutsch bleiben. Den Beamten, die im Saarlande ausgehalten haben, sprechen wir unseren Dank aus. (Beifall.) Solange die Erde sich dreht, ist der Rhein das Problem der Auseinandersetzungen zwischen dem Osten und dem Westen gewesen. Die jetzige Lösung des Problems wird

nicht von Dauer sein,

genau so, wie frühere Eroberungen des Rheinlandes. Trotzdem ist meine Heimat Rheinhessen Napoleon I. heute noch dankbar für seinen Kulturfortschritt, aber man kann leider doch nicht mit Napoleon vergleichen. Außerdem sind wir Deutschen in der Kultur seitdem weit fortgeschritten, ebenso auch in unserem Staatsgefühl. Trotz aller politischen Fehler Preußens verdankt das Rheinland doch Preußen seinen kulturellen Fortschritt. Wir Rheinländer sind ein rein deutscher Stamm. (Beif. Beifall.) Am Rheine liegt guter demokratischer Sinn, der leider im übrigen Deutschland nicht so früh eingegeben ist. Die Rheinländer haben alle Achtung vor den Franzosen verloren.

Denn trotz aller Versprechungen wollen diese nur in unsere politischen Verhältnisse eingreifen. Es ist ein gutes Zeugnis für die Rheinländer, daß sie für ganz Deutschland die schwere Bedrückung ertragen. Wir verlangen nur Mäßigkeit auf unsere elementaren Menschenrechte. Darum lehnen wir jede übertriebene Grenzpropaganda ab, auch den neuerdings erschienenen Roman Sellgers, in dem ganz Paris durch ein neu erfundenes Gift zerstört wird. Man kann nicht ein kulturell hochstehendes Land 15 Jahre lang wie ein Kolonialgebiet behandeln; selbst bei unseren ehemaligen Feinden regt sich ja bereits diese Erkenntnis, und wir appellieren von dem schlecht unterrichteten französischen Volke an das besser zu unterrichtende. Es ist unerhört, daß die Rheinlandkommission niemanden verantwortlich ist und von uns Geld anfordern kann, wann und wie viel sie will. Am 1. August 1920 hatten wir 140 000 Mann Besatzungstruppen. Sollen diese zur Niederhaltung der 100 000 Mann Reichswehr dienen oder zum Angriff auf Sowjetrußland? Beide Zwecke haben keinen Rechtsgrund im Friedensvertrage. Das französische Volk muß wählen, ob einige Divisoren sich in Deutschland mähen sollen, oder ob es die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete wünscht. Das Heer und sein Gefolge nimmt die Wohnungen in Anspruch. Bald wird die deutsche Bevölkerung ganz verdrängt sein. Wirtschaftliche Beziehungen mit Frankreich werden nur möglich auf dem Boden der Gegenseitigkeit. Der Redner gibt ein Bild der Bedrückung, die die rheinische Bevölkerung zu erleiden hat. Das Verhalten zahlreicher Mitglieder der weiblichen Bevölkerung gibt leider zu großer Entrüstung und Scham Anlaß. Meist handelt es sich um deutsche Dienern, nicht um deutsche Frauen. Im Rheinlande versteht man den Parteihader, der in Deutschland herrscht, nicht. Das Rheinland hält treu zum Reiche. (Beif. Beifall.)

Reichsminister des Innern Koch:

Schon vor einem Jahre, bei der ersten Interpellation, habe ich den Wunsch ausgesprochen, daß diese Frage nicht vom Parteistandpunkt, sondern vom nationalen Standpunkt behandelt werden möchte. Ich freue mich, daß im Rheinlande diese Einheitsfront aufrechterhalten worden ist. Die beiden Redner dieses Tages haben sich von Ueber-treibungen ferngehalten. Leider tun das manche Propagandaredner im Lande nicht. (Hört! Hört!) Die Kosten der Besatzungstruppen sind unerhört. 800 Gelder besten Niederlandes sind zu Klappplätzen gemacht worden. In Trier wird eine Feldbäckerei für 400 000 Mann gebaut. (Hört! Hört!) Bisher sind 6,2 Milliarden Schaden angemeldet. Nach Angabe von Loucheur kostet die Besetzung jährlich

27 Milliarden. Diese Kosten sind für das verarmte Deutschland unerträglich. Dazu kommt die brüderliche Last der Einquartierung für die Bevölkerung, die aus ihren Wohnungen nur „Andenken von geringem Werte“ mitnehmen darf und streng bestraft wird, wenn jemand diesen Begriff ein wenig weit ausfaßt. Turnhallen werden in jedem Falle beschlagnahmt. Die Jagd wird im besetzten Gebiet völlig vernichtet. Die Heere sind noch von Mache und Wächter gegen die Deutschen erfüllt. Daraus erklären sich die zahlreichen Ausschreitungen. Der Fall in Oberingelheim, wo ein junges Mädchen grundlos erschossen wurde, ist nur einer unter vielen und wird selbstverständlich Gegenstand einer deutschen Note sein. Erst in den letzten Tagen haben in Mainz sieben französische Soldaten eine 42-jährige Frau auf das schrecklichste vergewaltigt. (Hört! Hört!) Es wurden zwar Strafen verhängt, aber keine Entschädigung gezahlt. Die Hälfte der französischen Besatzungstruppen besteht immer noch aus Farbigen. (Hört! Hört!) Das ist eine Schmach für uns, die Schlimmer ist, als alles andere. Zu dem leuchtet aus allen Handlungen der Franzosen der Zorn hervor, Deutschland mit französischem Geiste zu durchdringen. Ich fürchte nicht Erfolge dieser Propagandatätigkeit. Aber sie schafft in der Bevölkerung gefährliche Gefühle und Mißtrauen. Die Einrichtung der sogenannten „Delegierten“ findet keinen Raum im Rheinlandabkommen. Diese Leute sollten zunächst nur Verbindungsstellen der Rheinlandkommission sein,

mischen sich aber jetzt in die gesamte Tätigkeit der deutschen Verwaltung,

(Hört! Hört!) Dagegen müssen wir ganz entschieden protestieren. Ja, sie mischen sich sogar in die Justiz ein. Sie haben jüngst einen verhafteten Holländer befreit und statt dessen den Untersuchungsrichter in Haft gesetzt. (Bewegung. Rufe: Unerhört!) Die Kriegsgerichte sollten nur für Verfehlungen gegen die Sicherheit der Truppen zuständig sein. Jetzt ist aber bereits jeder in Gefahr, vor ihre Schranken gezogen zu werden, wo das Verfahren und die Strafen viel härter sind, als bei bürgerlichen Gerichten. Die Rheinlandkommission ist zu einem Kompromiß mit dem französischen Chauvinismus gezwungen. Daher laßt ein weiterer Widerspruch zwischen ihrer und unserer Auffassung. Wir bestreiten der Kommission das Recht, Verordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe zu erlassen. (Sehr richtig!) Sie hat nur das Recht zu Verordnungen zum Schutze der Besatzungstruppen. Jetzt aber erläßt sie Presseverbote und Befehle an die Zeitungen, bestimmte Dinge abzudrucken. Die Kommission kann auf Grund des deutschen Rechts Verfügungen verlangen, aber ein solches unbedingtes Recht, wie sie es sich anmaßt, kann ihr nicht eingeräumt werden. Die Rheinländer sind nicht erobertes, sondern nur besetztes Gebiet. Wenn unserer Verwaltung zugemutet wird, sich den Anordnungen der Kommission zu fügen, so können wir dem nur unser Nein entgegensetzen. Auch das Veto der Kommission gegen Beamtenaufstellungen und die Beamten ausweisungen haben keinen Rechtsboden. Es ist unsere Pflicht, den Ausgewiesenen wieder ein Amt zu übertragen, das ihrer würdig ist. Wir danken der Beamtenschaft, daß sie sich in ihrer Pflichterfüllung nicht hat irre machen lassen. Aus der Pals sind wiederum sieben Personen wegen „Gefährdung der französischen Armee“ ausgewiesen worden, ohne daß sie erfahren konnten, worin diese Gefährdung besteht. Die Rheinländer sind mündere Rechts.

Dazu dürfen wir nicht schweigen.

Herr Millerand sagte jüngst: „Die Fristen für die Besetzung des Rheinlandes beginnen erst dann zu laufen, wenn Deutschland seine Verpflichtungen aus dem Vertrage erfüllt hat.“ Dem müssen wir entschieden widersprechen. Denn die Besetzung der Rheinlande soll nicht nach Erfüllung unserer Verpflichtungen vorgenommen werden. (Beifall.) Die Rheinländer haben sich in einer schweren Zeit bewährt. Alle Versuche, die Bevölkerung wandeln zu machen, sind gescheitert und werden scheitern. Das Rheinland wird über viele schwere Zeit hinaus ein gut deutsches Land bleiben. Man hat heilige Vorwürfe gegen mich erhoben, weil ich in einer Kölner Rede gesagt habe, man solle keine nationale Propaganda im Rheinland machen. Propaganda betreibt man nur gegenüber Unzuverlässigen und Zweifelhafte. Wo man, wie im Rheinlande, des Festhaltens am Deutschland sicher ist, braucht man keine nationale Propaganda. (Beifall.) Es kommt auf die Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls an. Der Rhein ist noch immer unser deutscher Strom. (Beifall.)

Abg. Sollmann (Ztr.): Das Recht Deutschlands an Eupen und Malmédy ist sonnenklar. Durch die hohen Besatzungskosten im Rheinlande wird es Deutschland unendlich gemacht, seine Wiedergutmachungsverpflichtungen zu erfüllen.

Abg. Obersjöhren (Dnt.): Rechtlos und verflaut ist die Bevölkerung im besetzten Gebiet. Ein fürchterlicher geistlicher und wirtschaftlicher Druck lastet auf unseren Volksgenossen. Ihr vaterländischer Sinn hat aber alle schweren Proben glänzend bestanden. Die internationale Gerechtigkeit wird auch durch die Abstimmung in Eupen und Malmédy auf das brutalste verletzt. Der Völkerbundsrat hat kein Urteil des Rechtes, sondern ein Urteil der Macht gefällt. (Beifall.)

Abg. Dr. Moldenhauer (D. Spl.): Unsicherheit und Unfreiheit ist das Los der deutschen Bevölkerung. Welt über 3000 Leute sind bereits

durch Anwerbung für die Fremdenlegion aus dem Rheinland verschleppt

worden. (Hört! Hört!) Frankreichs politisches Ziel ist die Eroberung des Rheines. Frankreichs Rhein-politik ist nur die Aufrüstung.

Die polnische Bergewaltigung der evangelischen Kirche.

Die evangelisch-unterte Kirche in Polen erhebt in einer Denkschrift an die Staatsregierungen der Entente gegen vorangehende Bergewaltigung durch die polnische Regierung unter Bruch des Friedensvertrages Beschwerde. § 8 des Versailler Friedensvertrages bestimmt, daß die völkischen, religiösen oder sprachlichen Minderheiten die gleichen rechtlichen und tatsächlichen Garantien wie die anderen polnischen Staatsangehörigen haben. Sie haben insbesondere das gleiche Recht, religiöse, soziale Einrichtungen, Schulen usw. zu gründen, zu leiten und zu beaufsichtigen mit dem Recht, hier ihre eigene Sprache frei zu gebrauchen und ihre Religion frei zu betätigen. Diese Bestimmungen des Vertrages haben die Polen nicht nur nicht eingehalten, sondern geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Die Denkschrift stellt an der Hand beigefügter Urkunden fest, daß der polnische Staat, statt der evangelischen Kirche Freiheit und Selbstverwaltung zu gewähren, sie selbst auf dem Gebiete der inneren Regierung von sich abhängig macht. Die evangelische Kirche wird zu einer Staatskirche in einem Staat von ausgesprochen katholischen Charakter herabgedrückt und damit, wenn sie sich fügt, unterdrückt. Für die katholische Kirche steht der Entwurf der polnischen Verfassung im Artikel 117 ausdrücklich die „Hauptstellung“ vor; sie soll sich durch eigene Gesetze selbst regieren; das Verhältnis des Staates zur Kirche wird auf der Grundlage einer Verständigung mit dem apostolischen Stuhl geregelt. Hinsichtlich der evangelischen Kirche aber, wie überhaupt der nichtkatholischen Glaubensbekenntnisse, wird kein Recht eigener Gesetzgebung zugesprochen und statt Verständigung wird für die Regelung des Verhältnisses zum Staat lediglich der Gesetzesweg vorgeschrieben nach „Anhörung von Anträgen.“ Nach diesem Entwurf wird die evangelische Kirche in Polen behandelt und vergewaltigt. Insbesondere wird ihr jede Verbindung mit der großen unterten evangelischen Mutterkirche abgeschnitten. Deshalb? Um sie hilflos zu machen, damit sie sich dem Machtwillen und Gewissensdruck des polnischen Staates füge.

Die Denkschrift faßt zum Schluß zusammen, wie die Lage der evangelischen Kirche in Polen sich gestaltet hat: ihre synodale Freiheit ist angegriffen, ihre leitenden Männer, ihre Behörden will der polnische Staat bestimmen, ihre autonome Gesetzgebung soll aufhören und von ihrer Bekenntnisgemeinschaft, von ihrer Mutterkirche soll sie getrennt werden. Das alles steht im krassen Widerspruch zu den Bestimmungen des Versailler Vertrages. Nun ist es an der Entente, ob auch sie ungehört und unter Bruch des eigenen Vertrages die Gewissensfreiheit vergewaltigen will, wie das seitens der Organe des polnischen Staates geschehen ist und weiter geschieht.

Die Antwort auf den Oxforder Versöhnungsschritt.

Berlin, 6. November. (WZ.) Zehn dem deutschen Reichstag angehörige Universitätslehrer haben

folgende Antwort auf die Rundgebung der Oxforder Gelehrten beschlossen:

Die unterzeichneten deutschen Universitätslehrer im deutschen Reichstag glauben im Namen der deutschen Wissenschaft zu sprechen, wenn sie auch nach Kenntnisnahme der Erklärung des Vizekanzlers der Universität den Oxforder Gelehrten in gleicher Gesinnung wie folgt antworten: Die Wissenschaft kennt nur ein Ziel: die Erreichung der Wahrheit. Zur Lösung dieser einzigen Aufgabe bedarf sie der gemeinsamen Arbeit über alle Grenzen der Staaten hinaus. Der Weltkrieg hat die gemeinsame Arbeit unterbrochen und viele persönlichen Bande gelöst. Wir sind bereit, sie wieder zu knüpfen und durch gemeinsame Arbeit vergessen zu machen, was in beiden Lagern Verleidendes geschrieben und gesprochen war. Auch unser Hoffen richtet sich auf die Zukunft. Ihre Aufgaben sind nach den bitteren Erfahrungen der Menschheit in der Vergangenheit größer und dringlicher als je. Möge die wissenschaftliche Arbeit das ihrige dazu tun, den Geist der Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit und gegenseitigen nationalen Achtung zu fördern, ohne den ein Wiederaufbau der zusammengebrochenen Welt unmöglich ist.

Behrle, Graf zu Dohna, Goek, Raas, Raß, Moldenhauer, Radbruch, Rieker, Schreiber, Schüdning.

Aus Stadt und Kreis.

Waldenburg, 8. November 1920.

Der „Schlesische Heimatdienst“.

Uns wird geschrieben: An der Spitze des „Schlesischen Heimatdienstes“ ist nunmehr ein Direktorium getreten, das sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzt: Graf von Ballestrem-Zirkow, Konsistorialrat a. D. Rechtsanwält Krüger-Breslau, Rittergutsbesitzer von Schiller-Kobenz, Kommissarischer Landrat Seibold-Nimptsch, Oberbürgermeister Dr. Wagner-Breslau, Mediziner Pehold-Breslau.

Durch dieses Direktorium ist zugleich die Verbindung zu den fünf großen politischen Parteien Schlesiens hergestellt, sowie zum Heimatdienst des Reiches. Der „Schlesische Heimatdienst“ ist die Arbeitsgemeinschaft aller auf deutschem Boden stehenden Schlesier ohne Unterschied des Geschlechts, der Partei, der Religion und des Standes. Aufgabe des „Schlesischen Heimatdienstes“ ist die Erhaltung und Stärkung des deutschen Charakters und der deutschen Kultur Schlesiens, sowie die Fortentwicklung des deutschen Wirtschaftslebens in Schlesiens, und die Verteidigung dieser höchsten heimatischen Güter.

Seit dem Inkrafttreten der Friedensbedingungen von Versailles ist Schlesien ein national und wirtschaftlich auf das Schwerste bedrohtes Gebiet geworden, dessen Erhaltung nur durch reifliche gemeinsame Arbeit aller Völkischen möglich ist. In dieser Frage gibt es keine parteipolitischen Meinungsverschiedenheiten. Deshalb vermeidet der „Schlesische Heimatdienst“, der nach dem Vorbild des

um die gemeinsame deutsche Sache hoch verdienten west- und ostpreussischen Heimatdienstes ins Leben gerufen wurde, auch den Schein einer nur auf dem Papier stehenden Neutralität und bringt dies durch die Zusammenfassung seines Direktoriums zum Ausdruck. Der „Schlesische Heimatdienst“ ist nicht ein Verein neben anderen Vereinen, sondern der Zusammenschluß der gesamten im Interesse des ganzen schlesischen Volkes und unserer schlesischen Heimat bereits geleisteten und noch zu leistenden Arbeit. Parteipolitische Tätigkeit bleibt ausgeschlossen, für sie können nur die politischen Parteien die zuständigen Organe bilden. Die Landesleitung des „Schlesischen Heimatdienstes“ befindet sich zurzeit noch im Breslauer Schloß.

* **Preuß. Klassen-Lotterie.** Bei der am 5. November begonnenen Ziehung der 5. Klasse 242. Preussischen Klassen-Lotterie fielen 2 Gewinne zu 3000 Mark auf die Nummern 61470 und 150204, 1 Gewinn zu 1000 Mark auf Nr. 144991 und Gewinne zu 344 Mark auf die Nummern: 5453, 21762, 21770, 21794, 22495, 61498, 62486, 63931, 72208, 74070, 138194, 138196, 156487, 176556, 187973, 196595, 203652.

* **Für Auswanderer!** Beim Reichswanderungsamt häufen sich in letzter Zeit die von amtlichen und privaten Stellen stammenden Nachrichten, in denen über das ungebührliche und unwürdige Betragen zahlreicher deutscher Auswanderer im Ausland Klage geführt wird. So heißt es in einem Bericht: „Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß die bisher mit den Einwanderern gemachten Erfahrungen ungünstig sind. Bei den meisten gewinnt man den Eindruck, als ob sie nicht ganz normal sind. Entweder stellen sie die unglaublichsten Forderungen oder Anstalten, sind faßig, unzuverlässig in ihren Angaben und oft sichtlich unter so eigenartigem seelischen Druck, daß es beängstigend wirkt, oder sie haben ganz vergessen, warum sie eigentlich ausgewandert sind, sind mit allem unzufrieden, schimpfen auf alles, ganz besonders auf die hiesige deutsche Kolonie und die Behörden, die nach ihrer Meinung nur für sie da sind und sie auch mit Mitteln zu unterstützen haben, wenn sie ihnen angebotene, meist nur mit allergrößter Schwierigkeit besorgte Beschäftigung und Unterkunft ablehnen mit der Begründung, daß sie arbeiten auch in Deutschland gekonnt hätten. Bei den meisten scheint das aber krankhaft zu sein.“ Ein derartiges Verhalten dient dazu, die Deutschen als Auswanderer in fremden Ländern unbeliebt zu machen und die ganze deutsche Sache zu schädigen. Es liegt daher im Interesse der deutschen Auswanderung, diesem Unbeliebtheit entgegenzuwirken. Die Zweigstelle des Reichswanderungsamtes, Breslau 18, Kaiser-Wilhelm-Platz 20, gibt über alle Einzelheiten in den verschiedenen Auswanderungsländern genaue Auskunft.

* **Haar-Verton-Spiele.** Man schreibt uns: Trotz der größten Bemühungen ist es nicht gelungen, Gottfried Haar-Verton zu längerem Bleiben zu verpflichten. Es muß daher empfohlen werden, sich für Totenfunken und die Nachmittagsvorstellungen Karren zu sichern. Ob für die Zeit nach Weihnachten eine zweite Spielwoche zu erreichen sein wird, muß durchaus zweifelhaft bleiben, da von allen Seiten

Die Glocken des Kreises Waldenburg.

(Fortsetzung.)

XXVIII. Langwaltersdorf (kath.). 39. C; M. Gl.; D. 0,585; H. 0,45; Fis; 120 Kgr.; Gießer unbek.; Jahr 1557; Inschr. (antiqua): Verbum Domini manet in aeternum. Krone mit 6 Bügeln und Mittelfern. Sonst nichts.

XXIX. Michelsdorf (kath.). 40. C; Gr. Gl.; D. 0,60; H. 0,45; Ton unbek.; ca. 120 Kgr.; Gießer unbek.; Jahr 1598; Inschr. (antiqua): Heinrich von Peterwale auf Schwengelsdorf, Ludwigsdorf und Arnsdorf (Greisau?) Lehensherr der Kirchen. — Seine eheliche Hausfrau Helene geb. Gieschin von Kamisch 1598. — Auf mich an in Zeit der Not, spricht der Herr, so wil ich dir ereten um du solt m. preise. Eingetragt: Christof Wagner Schöls. Wappen des Heinrich v. Peterwale u. der Helene geb. Gieschin.

XXX. Neuhain (Gemeinde). 41. A; Gr. Gl.; D. 0,86; H. 0,75; Ton unbek.; 386 Kgr.; Inschrift (antiqua): Wappen m. Inschr.: Franz Schilling Söhne (Apolda) gossen mich anno Domini 1912. Läute Glode, läute Frieden, läute Ruh in jedes Herz, Endet einst mein Tag hienieden, läute du mich heimatswärts. Heilige Krone, Blätter- und Blumenschmud. — 42. A; M. Gl.; D. 0,87; H. 0,55; Ton unbek.; 186 Kgr.; Inschr. (antiqua): Wappen m. Inschr.: Franz Schilling Söhne gossen mich anno Domini 1912. Sei getreu bis in den Tod, so wil ich dir die Krone des Lebens geben. Heilige Krone, Blätter- und Blumenschmud.

XXXI. Polzitz (kath.). 43. C; Gr. Gl.; D. 1,25; H. 0,95; E (h); 1164 Kgr.; Inschr. (antiqua): Christi Erergetas Magni con digno honori ponit Conradus Ernestus Maximilianus S. R. J. Comes ab Hohenberg, Sebastian et Sigmund Goetz me fecerant Wratislaviae. Fürst v. Pleß'sches Wappen.

XXXII. Reimswaldau (kath.). 44. C; Gr. Gl.; D. 0,95; H. 0,80; A; 550 Kgr.; Gießer unbek.; geg. 1609; Inschr. (antiqua): Sei zu mit meinem

Mantel — zu fagen Gott dem Herren Dand — Erinnere auch zu rechter Zeit — die Menschen ihrer Sterblichkeit. Hans Huber Pfarrer, George Scholze. Bügelle Krone mit Ebnentöpfen. Wappen der Hobergl. — 45. C; M. Gl.; D. 0,60; H. 0,45; G; 130 Kgr.; geg. 1557; Gießer unbek.; Inschrift (antiqua): Sit nomen Domini benedictum. Die Krone zeigt außergewöhnliche Ausbildung. Blattzierleisten. — 46. C; M. Gl.; D. 0,45; H. 0,30; B; 58 Kgr.; geg. 1608; Gießer unbekannt; Inschr. (antiqua): Lobe den Herrn meine Seele, alles was Atem hat, lobe den Herrn. Meluja. Krone vorhanden, Ornamente fehlen.

XXXIII. Reußenhof (Rittergut). 47. B; M. Gl.; D. 0,65; H. 0,50; Ton unbek.; geg. 1710; Gießer unbek.; 150 Kgr.; Inschr.

AMDCXX.

G. C. F. V. E.

Krone vorhanden, sonst nichts.

XXXIV. Rudolfswaldau (kath.). 48. C; Gr. Gl.; D. 0,70; H. 0,57; E; 200 Kgr.; geg. 1580; Gießer unbek.; Inschr. (antiqua): Verbum Domini manet in aeternum. Krone gut erhalten. Auf dem Mantel: Ein Löwe, dahinter der Doppeladler, auf der andern Seite wieder ein Löwe. Ritter Georg mit Schwert.

XXXV. Bad Salzbrunn (Badeleitung). 49. A; M. Gl.; Größe nicht angegeben; 58 Kgr.; Ende der 70er oder Anfang der 80er Jahre gegossen.

XXXVI. Rieder Salzbrunn (ev.). 50. B; M. Gl.; D. 0,87; H. 0,64; As; 400 Kgr.; Inschr. (antiqua): Gegossen von Christian Ludwig Puchler in Gnadenberg anno 1817. Diese drei Glocken sind von den verbundenen Kirchengemeinden am dreihundertjährigen Reformationsfest im Jahre 1817 angeschafft und zum ersten Male geläutet worden. Krone vorhanden, Laubguirlande.

XXXVII. Rieder Salzbrunn (kath.). 51. A; M. Gl.; D. 1,00; H. 0,70; G; 500 Kgr.; umgegossen 1906 v. A. Seittner (Breslau); Krone vorhanden.

XXXVIII. Ober Salzbrunn (kath.). 52. A; einzige Glode; D. 0,25; H. 0,20; geg. 1863 von R. Buchala; Gew. 20 Kgr.

XXXIX. Sandberg (ev.). 53. A; M. Gl.; D. 0,62; H. 0,52; Es; 111 Kgr.; Inschr. 1910. Den Menschen ein Wohlgefallen. Gegossen von C. Albert Bierling (Dresden). Blattverzierung.

XL. Sandberg (kath.). 54. A; M. Gl.; D. 0,66; H. 0,50; Ton unbek.; 181 Kgr.; Inschr. (antiqua): Vorderseite: Franz Schilling Söhne (Apolda) gossen mich anno Domini 1911. Rückseite: Sancte Aloys, ora pro inventura nostra et donatore hujus campanae Dr. med. Oliviero consilario sanitatis. Bad Salzbrunn. Krone vorhanden. Eichenkranz.

XLI. Schentendorf (kath.). 55. C; Gr. Gl.; D. 0,62; H. 0,45; Ton unbekannt; 150 Kgr.; Gießer unbek.; Herstellungsjahr unbek.; Inschrift (nur teilweise zu entziffern, antiqua): Hilf Got Maria. Krone vorhanden, Christus am Kreuz (undeutl.), rechts und links davon zwei Buchstaben, wahrscheinl. T u. S. (Türkenstein, Schweidnitz?).

XLII. Seitendorf (ev.). 56. A; M. Gl.; D. 0,67; H. 0,55; D; 188 Kgr.; Inschr. (deutsch): Ehre sei Gott in der Höhe. Mich schenkte Helene Reimann geb. Stephan. 1909 gegossen von C. Albert Bierling in Dresden. Krone vorhanden, Fries von Blättern und Blüten.

XLIII. Seitendorf (kath.). 57. B; M. Gl.; D. 0,55; H. 0,36; A; 100 Kgr.; Gießer unbek.; Herstellungsjahr und -ort unbek.; Krone vorhanden; keine Inschriften und Verzierungen.

XLIV. Steingrund (Gemeindeverband). 58. A; M. Gl.; D. 0,52; H. 0,40; Ton unbek.; 50 Kgr.; Inschr.: George Benjamin Krieger goß mich in Breslau im Jahre 1826. Als 29 Jahre sind verfloßen, hat man, da ich den Klang verlor, mich umgegossen. Veranlaßt durch die Ortsgerichte Christian Hoffmann, Gerichtsverweiser J. F. Haenel, J. F. Feist, Benjamin Kunze Geschworene. Krone, Ornamente usw. fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands und sogar aus der Schweiz bringende Einladungen an Haas-Berlow ergangen sind, denen er sich länger nicht entziehen kann.

* **Stadttheater.** Am Mittwoch geht zum 4. Male der bekannte Schwankdramen „Johanneseinweihung“ in Szene. Mit Ida Hild in der Rolle der „Bärbele“ geht am Donnerstag die Oper „Samson und Dalila“ in Szene. Der große Operettenkünstler „Die Dame vom Zirkus“ wird am Freitag in der vortrefflichen Besetzung zum 4. Male aufgeführt. Für die Operette „Die Fledermaus“ ist das gesamte Orchestermaterial eingetroffen und Oberregisseur Leo v. Zeit und Kapellmeister Plate arbeiten bereits eifrig, um „Die Fledermaus“ sobald als möglich herauszubringen. Der Schauspieler Boerner studiert das neue Schauspiel „Das Geständnis“ ein.

§ **Welt-Panorama, Auenstraße 34.** Ueberaus malerische See- und Landschaftsbilder aus Italien stellt das Welt-Panorama in dieser Woche aus, und zwar aus den Küstenorten Abbazia, Fiume, Pola, Rovana und Venedig. Als See- und Küstenbilder Winterkurort genügt Abbazia Weltreis; herrlich am Meer gelegen, im Rücken von einem Kranz reizender Villen umgeben, gewährt Abbazia ein unergleichlich schönes Panorama. Von den zahlreichen Hotels sind besonders das großartige Balaia... und das Hotel Miramar erwähnenswert. Fiume wurde durch das Abenteuer des italienischen Dichters d'Annunzio in jüngster Zeit in den Vordergrund der politischen Ereignisse gerückt und beansprucht schon deshalb unser besonderes Interesse. Die Meerestüfte an den obengenannten Küstenstädten weist zahlreiche Felsenriffe und Felsenformationen auf, die der Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen; hierzu gesellen sich farbenprächtige südliche Vegetationsbilder.

Aus der Provinz.

Breslau. Selbstmord im Eisenbahnzuge. Ein in der Fürsorgeanstalt in Wohlau untergebrachter, aus Breslau stammender Jüngling war am Donnerstag von dort geflohen und begab sich zu seiner in Breslau, in der Scheitnitzer Vorstadt, wohnenden Mutter. Diese erklärte ihm, ihn nach der Anstalt zurückbringen zu wollen, was der Jüngling mit der Drohung eines Selbstmordes beantwortete. Als am Freitag vormittag Mutter und Sohn auf der Fahrt nach Wohlau waren, begab sich der Jüngling in den Abort, zog seine Kleider aus und steckte sie in Brand. Aus der Station Döhrnsdorf wurde dieser vom Fahrpersonal bemerkt. Man fand den jugendlichen Selbstmordkandidaten in brennenden Kleidern vor. Die Mutter blieb mit dem schwerverletzten Sohn in Döhrnsdorf zurück, wo ihm ärztliche Hilfe zuteil wurde.

§ **Schweidnitz.** Rächtliche Deutschlager stietten kürzlich dem Gutbesitzer Schmidt in Weiskersdorf einen Besuch ab und stahlen aus dem Stalle zwei Kühe. Die Täter ließen auf einer Feldmark ein Tier zurück. Mit dem anderen Tiere jagen die Diebe weiter nach der Waldenburger Gegend. Nunmehr gelang es, einen an dem Diebstahl Beteiligten in Altwasser zu ermitteln.

Reichenbach. Nicht bestätigte Wahl. Der Leiter der städtischen Betriebswerke, Direktor Baupel, der vor einiger Zeit von der Stadtverordnetenversammlung zum Stadtrat gewählt wurde, ist vom Bezirksausschuß als solcher nicht bestätigt worden. Die Aufnahme des Betriebsdirektors Baupel in den Magistrat hatte seinerzeit den stärksten Widerstand der dem Zentrum und der Deutschnationalen Volkspartei angehörenden Stadtverordneten und eines großen Teiles der Bürgerchaft gefunden. Es wurde vor allem als nicht angängig bezeichnet, den Leiter der städtischen Betriebswerke zu seinem eigenen Aufsichtsbekannten zu machen, und ferner darauf hingewiesen, daß der Betriebsdirektor die für die Magistratsfunktionen notwendige Zeit nicht gut erübrigen könne und daher die Tätigkeit nach der einen oder anderen Seite hin leiden würde.

§ **Hirschberg.** Eine furchtbare Familientragödie hat sich Freitag früh in dem Gebirgsdorf Agnetendorf zugetragen. Der frühere Buchdruckereibesitzer Dürnberger hatte das ihm gehörige Hotel „Villa Alwine“ verkauft und sollte Freitag das Haus räumen. Freitag früh gegen 5½ Uhr schlugen Flammen aus dem Hotel. Die Nachbarn, die zur Hilfe herbeieilten, fanden alle Türen verriegelt und mußten sich mit Gewalt Eingang verschaffen. In einem Zimmer bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar. Dort lag der 15 Jahre alte Sohn des Besitzers tot, während die Frau, die Schwiegermutter und eine 16 Jahre alte Tochter schwer verletzt aufgefunden wurden. Sowohl der Toie als auch die Schwerverletzten wiesen furchtbare Verletzungen, die von Weißbleiben herrührten, besonders an den Köpfen, auf. Der Besitzer Dürnberger war zunächst nicht aufzufinden. Als sich die Flammen weiter verbreiteten, erschien er auf dem Balkon des zweiten Stockes. Man wollte ihn auf einer Leiter retten. Er aber fürzte sich vom Balkon herab und erlitt so schwere Verletzungen, daß er gegen Mittag starb. Die drei weiblichen Familienangehörigen waren am Nachmittag noch bewußtlos und wurden in das Krankenhaus nach Warmbrunn gebracht. Das Feuer zerstörte vollständig den Dachstuhl und das oberste Stockwerk. Der andere Teil des Gebäudes konnte erhalten bleiben. Man nimmt an, das Dürnberger ein Mann von annähernd 50 Jahren, die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit verübt hat. Eine Tochter von 18 Jahren befand sich auf einer Reise in Pommern und entging so dem Schicksal ihrer Angehörigen.

§ **Görlitz.** Ganz bedeutenden Mehlschwebungen in den Genußsackern der Mühlwerke, bester Weizen-

Korn, ist man auf die Spur gekommen. Es wurden Preise von 6 bis 7 M. das Pfund verlangt. Sachweise wurde das gute Roggenmehl als Schweinefutter verkauft, der Zentner für 200 M. und noch mehr. Die Menge des so verfallenen Roggenmehls beträgt in Broten ungefähr 2600 Stück. Die Reichswehrverhältnisse hat die weiteren Maßnahmen in dieser Sache veranlaßt.

§ **Hannau.** Hohe Strafe für einen Hausbesitzer. Ein Hannauer Hausbesitzer erhielt durch antisemitischen Strafbefehl 600 M. Geldstrafe oder 14 Tage Gefängnis, weil er eine in seinem Hause leerstehende Wohnung beim Wohnungsamt nicht angemeldet hatte. Er wollte das Haus verkaufen und, um für den neuen Besitzer bald eine Wohnung zu haben, hatte er diese nicht gemeldet.

§ **Glogau.** Es ist weit gekommen... Im Stadttheater sprang während des letzten Aktes des Schauspiels „Die Raskoffs“ plötzlich eine riesige Ratte am Bühnenvorhang hinab ins Orchester und verursachte einige Aufregung unter den Theaterbesuchern. Im Theater soll die Rattenplage arg sein.

Büchertisch.

Wie man Böses mit Gutem vergilt.

Dem Landwirt P. in W. im Gannoverischen war kürzlich in einer politischen Versammlung arg zugezogen worden. Alle Scheltwörter, die je ein Mensch erlitten, wurden ihm angedichtet, ohne daß er dagegen Widerspruch erhob. Ja, nicht nur das! Als Gemütskranke und Christ dachte Herr P. nicht nur nicht an Rache für die ihm angetane Unbill, sondern er beschämte seinen Beleidiger sogar noch dadurch, daß er beschloß, ihm eine besondere Wohlthat zu erweisen. Jedenfalls fand man im Angezeigten der „Sollener Zeitung“ als Folgeerscheinung jener Angriffe die nachstehende Bekanntmachung: „Derjenige, der mir in der deutsch-hannoverschen Versammlung im Gasthof „Stadt Bremen“ die schönen Schmehelnamen „Dietrichsener Bauer“, „Offenheuer“ und andere beigelegt hat, mag sich bis zum 15. Oktober persönlich mit mir in Verbindung setzen, um Kartoffeln zu 15 Mark den Zentner zu erhalten.“ Da möchte man sich ja beinahe selber melden. D. R.

Vor dem unvernünftigen Hamstern von Papiergeld warnte — der „Bayer. Landeszeit.“ zufolge — der 1. Vorsitzende des Landw.-Kreisausschusses, Reg.-Präsident v. Henle, in eindringlichen Worten. Eine Unsumme von Papiergeld werde zurzeit auf dem Lande und in der Stadt zurückgehalten. Nichts sei heute gefährlicher als dies Geld einzusperren, da hieraus ein immer wachsender Bedarf an Papiergeld einsetze, der wiederum eine neuerliche Entwertung des Geldes zur Folge habe. Auf solchem Wege sei schließlich die Abstempelung des Papiergeldes und die Verlosenerklärung aller nicht abgestempelten Scheine unvermeidlich. Jeder Geldhamster veründigt sich nicht nur am Vaterlande, sondern er schädigt auch sich selbst, indem er zur Entwertung des eigenen Vermögens beitrage. Pflicht der führenden Landwirte sei es, durch eigenes Beispiel auf die Beseitigung des gemeinwärtigen Geldhamsterns hinzuwirken. — Eine Illustration hierzu bringt eine Pfälzer Zeitung, welche mitteilt, daß ein Bandmann in der Pfalz beim Verkauf von Obst für 20 000 M. Tausendmarkscheine verlangt habe, da er von diesen schon 12 Pfund zu Hause habe. Da seine Freunde ihm dies nicht glaubten, schritt man zur Festnahme und wog zu Hause sein aufgeschichtetes Papiergeld ab, welches nicht nur 12, sondern sogar 16 Pfund schwer war.

Die leerstehende 24 zimmerige Tiergartenvilla.

Aus Berlin wird berichtet: Klara Gräfin von Wartenleben hat in der Tiergartenstraße eine 24 zimmerige Villa, die aller Wohnungsnot zum Trotz leersteht. Die Umwohner wußten es schon lange, die breite Öffentlichkeit weiß es jetzt durch die Mitteilungen des Abg. Müller im Reichstag. Die Frau Gräfin hat, was man ihr an sich nicht übernehmen kann, eine heftige Abneigung gegen eine Zwangseinquartierung, wohl aber kann und muß man ihr überlassen, wie sie solcher Zwangseinquartierung bisher immer vorbeugen gewußt hat. Das Berliner Wohnungsamt brennt darauf, die Villa mit Beschlag zu belegen, dies ist jedoch stets vorbegeungen, denn die Gräfin hat mit eidesstattlichen Versicherungen nicht gespart, daß die Familien Prinz zu Solms und Frau v. Liebenow ihr Haus bewohnen. Auch diese Familien haben eidesstattliche Versicherungen über den Abschluß eines Mietvertrags abgegeben, da jedoch, nach den Ausführungen des Abg. Müller, der Prinz selbst zugestanden hat, daß es sich nur um einen Scheinvertrag gehandelt habe, so erscheinen die eidesstattlichen Versicherungen in einem mindestens recht fragwürdigen Licht. Im übrigen haben Kontrollen durch das Wohnungsamt ergeben, daß die Mieter nach Auskunft einer allein im Haus anwesenden Dienerin stets gerade „verreist“ waren. Das Wohnungsamt hat daraufhin bereits vor zehn Tagen zum zweitenmal die Beschlagnahme der Villa ausgesprochen, die nun schleunigst in Einzelwohnungen aufgeteilt werden soll.

Ein zerbrochenes Leben.

Ueber das Schicksal der Müllerstochter Martha Jähne aus Görlitz, die den Hauptmann Adler (Regt. 58 Glogau) geheiratet hat und kürzlich vom Görlitzer Schwurgericht freigesprochen wurde, können wir mitteilen, daß die Angeklagte, die jetzt 35 Jahre zählt, seit ihrem 17. Lebensjahre mit Hauptmann Adler zusammenlebte, der sie in Görlitz kennen gelernt, sie nach seiner damaligen Garnison Goldap und späterhin nach Berlin, Weiskensfeld und Glogau mitgenommen hat. Seit der Berliner Zeit führte die

Angeklagte ihrem Geliebten die Wirtschaft. Als Adler während des Feldzuges verwundet lag, stellte er dem Mädchen in einem Kottentament seine Wohnung und einen Betrag von 10 000 Mark zur Verfügung. Als Offizier konnte er es nicht heiraten, später aber wollte er seinen Weibchen nehmen. 1917 verlobte sich Adler mit einer Zugsführerstochter aus Dödenhofen, die er 1918 heiratete. Als bei einem Besuch des Ehepaars in Görlitz die Frau die Jähne „Dirne“ nannte und der Mann das seiner Geliebten ausgesetzte Vermögen angriff, beabsichtigte diese den Selbstmord. Eine heftige Auseinandersetzung der drei im Görlitzer Passagier-Café führte die Angeklagte auf den Nordbalkan, den sie sofort in die Tat umsetzte, als das Ehepaar sich auf dem Heimwege befand. Als der Hauptmann sich, jedoch sich die Angeklagte eine Kugel in die Brust. Nach 16 Tagen erlag der Hauptmann seinen Verletzungen, Martha Jähne ist heute noch. Der Staatsanwalt äußerte sich in der Anklage sehr scharf über das frivole Verhalten des Hauptmanns. Die Geschworenen verneinten in Anbetracht des zerstörten Lebensglücks der Angeklagten sämtliche Schuldsfragen, worauf die Freisprache erfolgte.

Die kurzsichtigen Affen.

Neuerliche Untersuchungen des Rieles Professors Behr haben festgestellt, daß sich Kurzsichtigkeit auch unter Affen, und zwar in einem gar nicht geringen Prozentsatz, vorfindet. Durch das Entgegenkommen des Hagenbedischen Tierparks war es Professor Behr möglich, 25 Affen mit Augenspiegel und Schattenprobe im Dunkelzimmer zu untersuchen. Unter den meist im Alter von 1—4 Jahren stehenden Tieren, die größtenteils frisch importiert waren, befanden sich 14 Makaken, 9 Wangabe und 2 Babianen. Es stellte sich nun die überraschende Tatsache heraus, daß jeder sechste bis siebente Affe höhergradig kurzfristig war. Das einzige ältere Exemplar, ein Makake, wies sogar eine beiderseitige Kurzsichtigkeit von 10,0 Dioptrien auf, während sie bei den jüngeren Tieren zwischen 2,5 und 6,0 Dioptrien schwankte. Uebrigens stimmten diese Befunde mit den an kleinerem Material von anderen Forschern gewonnenen überein. Das Benehmen der höhergradig kurzichtigen Tiere erinnerte, wie die „Berl. Klinische Wochenschrift“ mitteilt, ganz an dasjenige kurzichtiger Menschen. Sie näherten sich auf dem Boden liegenden Gegenständen mit vorgebeugtem Kopf und gekrümmtem Rücken, beim genaueren Betrachten von Gegenständen wurde dieser mit den Händen dicht vor die Augen gehalten.

Ein Kuß — keine Beleidigung?

Eine Privatbeleidigungssache beschäftigte die Verurteilungskammer des Berliner Landgerichts I. Deren ständiger Beleidigung war der 64jährige Bürodirektor der Stadtynode, Louis Dehmknecht aus Mühlentel, angeklagt; als Kläger trat der Bäckereibesitzer Alexander Griebig auf. Der Angeklagte hatte die Erlaubnis erhalten, nach langen Sitzungen der Synode in den Diensträumen zu schlafen. Nach der eidesstattlichen Aussage der 15jährigen Tochter des Klägers hat sich ihr der Angeklagte, wenn sie ihm den Kaffee brachte, genähert, sie umfaßt und geküßt. Noch belästigender war die eidesstattliche Aussage der Frau des Klägers. Das Schöffengericht hatte auf 20 Mark Geldstrafe gegen D. erkannt. Gegen dieses Urteil legten beide Parteien Berufung ein. Der Angeklagte vertrat den Standpunkt, daß der Kuß des ehrenwerten frommen Menschen für ein junges Mädchen keine Beleidigung sei. Vom Rechtsbeistande des Klägers wurde demgegenüber hervorgehoben, daß D. auch eine Hilfsarbeiterin und die Telephonistin bei der Stadtynode wider ihren Willen geküßt habe. Das Gericht beschloß, bei der Staatsanwaltschaft anzufragen, ob diese nicht im öffentlichen Interesse die Klage erheben wollen.

Aus dem Musikleben.

Eine Opernaufführung des Waldenburger Gemischten Chors.

Man schreibt uns: Unsere großen Chorvereine sind durch die jetzigen unliebsamen Verhältnisse in eine recht bebrängte Lage geraten. Ihrer Aufgabe, der Aufführung gediegener Kompositionen, stellen sich oft so erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, daß sie sich nötigt sind, davon absehen zu müssen. Unter diesen Umständen ist es dem hiesigen Gemischten Chor als ein besonderes Verdienst zu danken, daß er im Laufe des Jahres Saydn's herrliche Konzerte „Die Jahreszeiten“ zweimal zu einer mit allgemeinem Beifall ausgenommenen Aufführung brachte, allerdings unter nicht unerheblichen Opfern. Wer eine große und liebreichende Bedeutung es für die Mitglieder und Gäste des Vereins, daß dieser eine Woche nach dem letzten Konzert in dem am 4. November festgesetzten Vereinsabend die komische Oper „Die Opernprobe“ von Lortzing aufführte. In erster Linie ist dieser seltene musikalische Besuch dem ruhigen Leiter des Vereins, Kantor Hellwig, zu verdanken, welcher mit raschem Eifer und erstreblichem Erfolge in die musikalische Pflege in unserer Stadt bemüht ist. Dazu gesellte sich die freudige Bereitwilligkeit und der Eifer derjenigen zahlreichen Kräfte des Vereins, die zur Lösung der nicht geringen Aufgaben befähigt waren. Das allerliebste humorvolle Werk des beliebten Operettenkomponisten erfreute sich unter der temperamentvollen und routinieren Leitung des Kantors Hellwig einer sehr gelungenen Wieder- gabe, die von seinem bei der Einförmigkeit und In- genierung bewiesenen Fleiße und Geschick ein be- rechtetes Zeugnis ablegte und die erernten Zuhörer zu den lebhaftesten Beifallstundgebungen hinriß. So- listen, Chor und Musikbegleitung wetteiferten ein- ander, um der Aufführung zu dem erwähnten Er- folge zu verhelfen. Im allgemeinen musikalischen Interesse dürfte daher eine baldige öffentliche Wieder- holung der Aufführung sehr erwünscht sein.

den Fischreichtum dieser Meere bilden. In welch ungeheuren Scharen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten die Fische sich einstellen, zeigt das Beispiel der großen Neufundlandbänke, auf denen im Frühjahr der Kabeljau zur Laichzeit erscheint und sich alsdann in förmlichen „Fischbergen“, im Schichten, die oftmals eine Dike von einem halben Meter erreichen, lagert.

Die reichen Schätze des Meeres spielen in der Ernährung und Wirtschaft des Menschen seit alter Zeit eine bedeutende Rolle. Die beiden Zweige der Seefischerei sind die „kleine“ oder Küstentischerei, die im Bereich der Küsten in einer Entfernung von nicht mehr als drei Seemeilen, der alten Kanonenschußweite, ausgeübt wird, und die weit bedeutendere Hochsee- oder Großfischerei. Den Schauplatz der wichtigsten Hochseefischereibetriebe der Erde bilden die Meere der Nordhalbkugel der Erde, vor allem die kühleren Teile des Atlantischen Ozeans und seiner Randmeere, die sich zwischen Norwegen, Spitzbergen und Nordamerika erstrecken.

Der Fischereibetrieb in den nordeuropäischen Meeren, der während des Weltkrieges starke Einschränkungen erfahren hatte, befindet sich seit der Rückkehr des Friedens in neuer Entwicklung. Auch die Fischverjorgung des Deutschen Reiches hat sich bereits wesentlich gebessert, wenn auch Arbeitsunlust, Materialknappheit und vor allem der leidige Kohlenmangel die baldige Erreichung des Vorkriegsstandes noch hinauszögern.

Der Jahresertrag der nordeuropäischen Seefischerei erreichte vor dem Kriege einen Umfang von etwa 25 Millionen Doppelzentnern im Werte von einer halben Milliarde Mark. Hiervon entfielen nicht weniger als 11,1 Millionen Doppelzentner, also fast die Hälfte des Gesamtertrages, auf die Nordsee, die als das reichste Fanggebiet nicht allein Europas, sondern sogar der ganzen Erde anzusehen ist. Im übrigen dehnt sich heute das Arbeitsfeld der europäischen Fischdampfer von den Gewässern des nördlichen Eismeres bis zu den Gesäden Marokkos aus.

Unter den Randstaaten der nord- und westeuropäischen Meere nimmt den ersten Rang Großbritannien ein, dessen Jahresfang mit einem Gewicht von 11,6 Millionen Doppelzentnern etwa 45 Prozent der Gesamtmenge ausmacht. Sehr hoch — namentlich auch im Hinblick auf die geringe Einwohnerzahl des Landes — ist der Ertrag der norwegischen Seefischerei, der mit einem Umfang von 5,8 Millionen Doppelzentnern 23 Prozent der Gesamtmenge erreicht. Den dritten Platz behauptete Frankreich mit 2,3 Millionen Doppelzentnern. Die deutsche Hochseefischerei konnte vor dem Kriege einen Jahresfang von etwa 1 1/2 Millionen Doppelzentnern aufweisen. In Holland endlich erbrachte die Seefischerei jährlich rund 1,4 Millionen Doppelzentner, in Schweden 1,2 Millionen Doppelzent-

ner. In England, Norwegen, Holland und Schweden übertrifft der Jahresertrag der Fischerei den Eigenbedarf erheblich; diese Länder sind daher in der Lage, einen beträchtlichen Teil ihrer Fänge an das Ausland abzugeben. Dagegen reichten die Leistungen der deutschen Fischereiflotte bei weitem nicht zur Befriedigung des heimischen Bedarfs aus; wir waren und sind deshalb auf fremde Zufuhren in großem Umfange angewiesen.

Was den Anteil der verschiedenen Fischarten an dem Gesamtergebnis der nordeuropäischen Fischerei betrifft, so nimmt den ersten Platz der Hering ein. Mit einem Anteil von 42,6 Prozent an der Gesamtmenge bildet er unseren weitaus wichtigsten Nahrungsmittel. Englische Urkunden, die sich auf den Heringsfang beziehen, reichen bis in das achte Jahrhundert zurück. Von größter Bedeutung war die Erfindung des Holländers Beukels, den Fisch einzufangen, die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts erfolgte; hierdurch wurde der Hering zum haltbaren Welt handelsartikel. Der Fang des Herings wird vorwiegend zur Laichzeit betrieben, während welcher die Tiere die flachen Küstengewässer aufsuchen. Da die Laichzeit der einzelnen Heringsrassen auf verschiedene Jahreszeiten fällt — der norwegische Baarsild oder Frühjahrshering laicht schon in den Monaten Februar bis April, der schottische Hochseehering dagegen erst vom August bis Oktober —, so ändert sich der Schauplatz der Fischerei beständig im Laufe des Jahres. Zum Fang des Herings finden Treibnetze Verwendung, die mehrere Meter tief ins Wasser reichen. Die von den einzelnen Fahrzeugen ausgelegten Netze können eine Länge von drei bis vier Kilometern und darüber aufweisen. Am bedeutendsten ist die Heringsfischerei in Schottland entwickelt. Man hat die Gesamtlänge der schottischen Heringsnetze auf fast 20 000 Kilometer geschätzt, eine Länge, die etwa der Hälfte des Erdumfangs gleichkommt. Der Hauptsitz der deutschen Heringsfischerei ist Emden. Wie gewaltig der Verzehr an Heringen in Deutschland ist, zeigt die Tatsache, daß wir etwa ein Viertel des gesamten europäischen Heringsfanges beanspruchen. Unser Verbrauch an Salzheringen hat sich innerhalb achtzig Jahren mehr als verdreifacht; von nur 1,1 Kilogramm im Jahre 1840 stieg der Verbrauch je Kopf der Bevölkerung bis auf 3,66 Kilogramm. Am stärksten war der Verbrauch an Salzheringen in den östlichen Provinzen Preußens, die größte Einfuhr hatte daher der Stettiner Hafen aufzuweisen. Zum überwiegenden Teile wurde unser Konsum an Heringen durch Auslandsbezüge befriedigt. Deutschland hätte, um seinen Bedarf durch die eigene Fischereiflotte decken zu können, die Zahl der dem Heringsfang dienenden Logger etwa vervielfachen oder versechsfachen müssen.

(Schluß folgt.)

Gebirgs-Blüten.

Unterhaltungs-Beiblatt zur „Waldenburger Zeitung“.

Nr. 262.

Waldenburg, den 8. November 1920.

Bd. XXXVII.

Gespannte Flügel.

Roman von Hedwig Abt.

Nachdruck verboten.

(5. Fortsetzung.)

Ihre Worte berührten ihn seltsam, schienen ihm zu schwer, zu wichtig für die Veranlassung des Augenblicks, und dünkten ihm, als Voll empfinden genommen, zu gefühlsmühtern in ihrer nachdrücklichen Sicherheit. Oder — war's nicht das, war's zumeist, daß er's empfand, als ob eine Hand sich auf ihn legte, nicht zärtlich weich wie Liebe hält, fest und zwingend, wie Pflicht die Bande schlingt?

Pflicht — er hatte das Wort so oft — zu oft in seinem Leben hören müssen — die Pflicht der Dankbarkeit — die Pflicht, was Tüchtiges zu lernen — die Pflicht, den Pflegeeltern bereinst zu vergelten, was sie an ihm getan — die Pflicht gegen Elisabeth.

Ordentlich einen Ruck gab's ihm, als sich klar zu Gedanken formen wollte, was da in ihm sich geregt, und Elisabeths Blick begegnernd, der auf ihm ruhte, wie einer Antwort oder doch irgend einer Aeußerung wartend, sagte er kopfschüttelnd:

„Pflicht? — Wir haben uns ja doch lieb.“

Ein lichterer Schein ging über ihr ernsthaftes Gesicht, und er, denselben gewahrend, hatte sich rasch zu der Braut hinabgebeugt und einen Kuß auf ihre Wange gedrückt.

„Es wird Zeit, daß Du wieder gemühtlich ausziehst, Ellychen. So einem Menschen einzugehen. Der reine Angstschweiß bricht einem ja dabei aus.“

Mit einer scherzhaften Bewegung fuhr er in die Seitentasche und hatte statt des gesuchten Tuches den blauen Kranz hervorgezogen. Eine Sekunde betrachtete er ihn drollig fassungslos und lachte dann lustig auf:

„Na, da hätten wir denn also auch noch das hereditäre corpus delicti.“

Doch das Lachen war ihm jählings erstarben vor dem eifigen Ton, womit Elisabeth langsam sagte:

„Sehr beredt — jawohl.“

Zu Boden geschleudert lag der Kranz, und unfähig, der wilden, heißen Woge zu gebieten, die in ihm emporzuschlug, stieß er hervor:

„Du — übertrieb's nicht — Du wirst — beleidigend“ —

„Sprich nicht so laut, der Vater schläft nebenan.“

Ihre Rippen lösten sich kaum voneinander,

wie sie es mit dem gleichen eisigkalten Tone sagte. Er starrte sie an und hatte sich dann doch wieder zur Ruhe gezwungen.

„Sei doch nicht so töricht, unvernünftig, Elisabeth. Ich erkenne Dich ja kaum wieder.“

Steif sah sie ihn an. „Vielleicht kennen wir uns alle beide noch nicht richtig, obgleich wir seit vierzehn Jahren bekannt sind.“

Der Atem stieß sich ihm in der Brust, als ringe er nach Luft in engem, stidigem Raume. Sein Blick fuhr umher, traf auf den zu Boden geschleuderten Kranz, und es war ihm, als wälbe dessen leuchtendes Blau sich empor, höher und weiter, zur freien, sonnigen Himmelstede, seine Hände machten eine stoßende Bewegung, als stemmten sie sich an gegen einzwängende Mauern, und er rief:

„Was seid Ihr alle kleinlich und engherzig hier!“

„Wir sind ja auch Kleinstädter. Wer aus der Großstadt kommt, mag wohl freiere Manieren haben.“

Ein paar Sekunden war tiefe Stille zwischen ihnen. Und dann, mit einem gewaltsamen Schritt, stand Johannes Roland dicht vor Elisabeth, die sich gleichfalls erhoben.

„Von Deiner Mutter mag's noch hingehen, Du aber setze nicht in gewöhnlich verdächtiger Art ein holdes, harmloses Kind herab.“

Nicht um ein Wimperzucken löste Elisabeth ihren Blick aus dem seinen.

„Ich setze sie nicht herab, und — ich begreif's ja auch“ —

„Was — begreifst Du?“ Er hatte ihre Hand gefaßt und preßte sie fast schmerzhaft in der seinen.

„Daß der Kranz Ihr gut gestanden.“

„Elisabeth!“ — Ihre Hand, jählings von der seinen wieder freigegeben, sank schwer herab. Auch die Lider waren ihr herabgesunken, und die langen, dunklen Wimpern breiteten Schatten über das farblos gewordene Gesicht. Da wiederholte er es noch einmal — „Elisabeth“ — und Erschrecken, besänftigend vollende Zärtlichkeit klangen aus dem Worte. Sie aber, den Arm zurückziehend, der sich um sie schlingen wollte, sagte:

„Daß gut sein. Wir wollen nicht weitere Worte darüber machen.“

„Soll das heißen, daß Du meinen Worten doch nicht glauben würdest?“

Was er im Klang der Stimme zurückhielt, das flammte neu empor in seinen Augen. Die ihren blieben gesenkt.

„Ich hab's Dir ja gesagt, daß ich Dir nie mißtrauen würde.“

„Daß Du mir nie mißtrauen würdest!“ Mit einem kurzen Auflachen stieß er es heraus, und dann war er aus dem Zimmer hinaus, die Treppe empor, in seine Mansardenstube. Da lief er mit schweren Tritten hin und her, blickte Schritt vor, vier Schritt zurück, und zwischen jedem Schritt war ein jörnig aufbegehrendes Fragen:

Was fiel ihnen denn ein — was wollten sie denn nur — was dachten sie — zu welcher Bedeutung haushielten sie etwas auf, das ein Nichts gewesen — weniger denn ein Nichts — und dem nun Wesen und Gestalt aufgezwungen — das zum Ereignis wurde! — — —

Unten in der Wohnstube stand bewegungslos Elisabeth und blickte hinab auf den am Boden liegenden Kranz, und sah vor sich im Geiste die, welche ihn getragen. Im Grase hingestreckt, lachend, singend:

„Ein Rigenmerklin bin ich —
Rote Lippen habe ich“ — — —

Rote Lippen — rote Rosen — und ich: Mäxchen, verächtelnd, sie ausstreuend mit vollen Händen. — —

Fest zusammengezogen, daß die Nägel in das Fleisch schnitten, hatte Elisabeth ihre Hände. Die verstanden das Ausstreuen nicht, waren von Klein- auf das Sparen gewöhnt.

Und hinabgebeugt hatte sie sich plötzlich, hielt den Kranz emporgerissen und hatte ihn zusammengeballt in den spärlichen Händen, die nur auf eines sich verstanden — aufs Festhalten.

3. Kapitel.

Weber die Steuerrätin noch Elisabeth waren dem Doktor gegenüber mit einem Wort auf das zurückgekommen, was so viel heftige Anregung hervorgerufen, da war es Johannes, der, als er nach dem Abendessen mit Elisabeth allein auf der Gartenbank saß, ernsteren Tones sagte:

„Das ist unwürdig, so mit Stillschweigen etwas zudecken wollen, woran man doch immer denkt und was ein offenes, ehrliches Wort verlangt, um es fortzulösen.“

Elisabeth gab nicht sogleich Antwort. Mit der Rechten hielt sie die Finger der Linken zurückgebogen, daß die Handfläche sich herauswölbte und sie, den Kopf tief darüber gebeugt, die scharf hervortretenden Linien zu studieren schien. Dabei hatte sie die Unterlippe fest zwischen die Zähne geklemmt, und von der Stirn hernieder, über die Schläfen herab bis zu dem sanft geschweiften Halsanfang goß sich langsam ein dunkelglühendes Rot.

Der Doktor sah sie erwartungsvoll an, und plötzlich kam ihm ein Erinnerung an etwas, das fast um 14 Jahre zurücklag. Die Pflegeeltern hatten ihn erst seit kurzem ins Haus genommen, er hatte sich noch nicht recht eingewöhnt und hatte manch-

mal heimliche Tränen im Auge, wenn er der eigenen Eltern gedachte, die kurz hintereinander an einer Fieberepidemie gestorben waren. Der goldgefiederte Kanarienvogel, den die Mutter sich gezähmt, und den er hierher in die neue Heimat hatte mitbringen dürfen, war in solchen Stunden schmerzlichen Zurücksehns sein Vertrauter und Tröster. Da hatte er eines Tages den in seiner Mansarde stehenden Käfig leer gefunden. Die Treppe war er wieder hinabgestürzt und hatte im Hausflur die Magd gefragt: „Wer ist in meiner Stube gewesen?“ — „Elstchen war vorhin droben“, hatte die Antwort gelautet. Elisabeth — im Garten fand er sie, hier auf der nämlichen Stelle, wo sie jetzt saßen. Ganz in die Bankette war sie hineingedrückt, und er schrieb sie an: „Du bist's gewesen — hast meinen Hans fortfliegen lassen — Du!“

Sie rührte sich nicht, hielt nur wie jetzt die Handflächen hochgebogen und die Augen darauf gesenkt.

„Bist Du wohl reden, Du!“ stieß er sie mit der Faust an, während Born und Schmerz ihm die Stimme würgten.

Da hob sie schon zu ihm die Augen, darin dicke Tränen standen, und sagte ganz erstickt:

„Abbiten kann ich nicht — aber leid tut's mir so sehr. Und Du kannst ja jetzt doch manchmal mich streicheln, und Hans nennen kannst Du mich auch.“

Und gestreichelt hatte er sie und ihr noch tröstlich zuredet, und sie nachdem wirklich Hans genannt manch liebes Mal.

Und sanft streichelnd war jetzt wieder seine Hand über ihr geneigtes Gesicht geglitten.

„Abbiten sollst Du ja nicht, Hans, nur sagen, daß es Dir leid tut.“

Doch in den Augen, die sich nun jählings zu ihm anschlugen, standen nicht wie damals die Tränen, und die Kindheits Erinnerung, die ihm zurückgeklungen, schien in ihr kein Echo zu wecken. Mit einem dunklen Stimmenklang sagte sie:

„Gewiß tut er mir leid. Aber es ist ja doch wieder alles gut.“

Es schien alles wieder gut, doch war es nicht. Johannes Roland wenigstens ward des Empfindens nicht Herr, daß, ob auch in den folgenden Tagen äußerlich alles wieder das alte Gesicht trug, doch heimlich etwas sich verändert habe, als ob unsichtbar und unhörbar leise etwas herumzuschleichen begonnen wie ein Gespenst, das er zuweilen gleich einem fröstelnden Hauch zwischen sich und Elisabeth wühlte vorbeistreichen zu fühlen.

Dann richtete er wohl verstohlen auf die Braut den Blick, zu erspähen, ob auch sie etwas von dem fröstelnden Hauch verspürte. Und stets sah er sie ruhig, ruhig, wie er sie allzeit gesehen, seit er sie kannte, wie er sie auch in der Stunde gesehen, da sie seine Braut geworden. Er ge-

badhte der Stunde, wo er, das blutjunge Studentlein, zu unerwarteter Stunde, zu Fuß, das Mäntel auf dem Rücken, auf dem blonden Haar das rote Cerevis und in den blauen Augen all seiner zwanzig Jahre junge, lachende Lust, zu seinen Pflegeeltern auf Besuch gekommen war. An der Gartentür hinterm Haus hatte Elisabeth gestanden, und als sie so unerwartet ihn erblickt, hatte sie einen Augenblick die Arme gegen ihn ausgestreckt und wieder herabgleiten lassen und schaute so dann regungslos, mit großen, stillen Augen ihm entgegen.

Er aber hatte die Achtehnjährige umfaßt. „Wunderst Du Dich, Elly, daß ich schon da bin? Freust Du Dich?“

„Ich freu' mich“, sagte sie und war rot geworden wie die Rosen an der Gartenhecke.

Da hatte er sie geküßt, mitten auf den Mund. Und der Vater, der hinter ihnen aus dem Haus getreten war, hatte tadelnden Tones gesagt:

„Was fällt Euch ein — so was schickt sich nicht — Ihr seid doch nicht Bruder und Schwester.“

„So sind wir eben Braut und Bräutigam“, lachte der Zwanzigjährige. „Da wird sich's wohl schicken, daß wir uns küssen.“

Und der Steuerrat war gegen die beiden hervorgetreten, und ihm nachgeeilte kam seine Frau, und wie aus einem Munde fragten sie die Tochter:

„Ist's denn wahr, Elisabeth?“

„Ich bin ihm gut, solange ich denken kann“, antwortete die, und wieder wie aus einem Munde sagten die Eltern:

„Unsern Segen habt Ihr. Unser Wunsch ist's von jeher gewesen.“

Ob's so in allem vollsten, schwersten Ernst auch sein Wunsch gewesen, das hatte den Bräutigam keiner gefragt; aber als die Ferien vorbei und er wieder mit dem Mäntel da stand, hatte der Schwiegervater ihm die Mahnung mit auf den Weg gegeben:

„Bleib' allzeit der heiligen Pflichten eingedenk, die Du gegen Elisabeth hast.“

Er war der Pflichten eingedenk geblieben. „Sankt Johannes“ hatten sie ihn auf der Universität genannt, und er hatte gelacht dazu in seiner knabenhaften franken Weise und hatte nach festgesetzten Tagen wöchentlich zwei Briefe mit seiner Braut gewechselt — sieben Jahre lang. Und er war ihr gut, wie sie ihm gut war.

Und es waren keine Gespenster da, die heimlich strichen. Nur ruhig war's, ein wenig allzu ruhig und still zuweilen, und in die Stille hinein ließ er nun manchmal ein Lachen tönen, um das Elisabeth dann wieder es war, die verstohlenen Blicke ihn prüfte, warum denn wohl dies Lachen um so viel lauter und hastig unvermittelter aufklang, als das vordem seines Lachens Art gewesen.

Und Johannes Roland segnete die Regentage, die gekommen waren, die keine Döckung brachten, draußen herumzustreifen auf den Bergen oder mit Braut und Schwiegereltern abends in den Harmoniegarten zu Biere zu gehen. In seiner Mansarde droben konnte er ungestört seiner großen Arbeit für die Oberlehrerprüfung sich widmen.

Und drunten in der Küche hatte die Steuerrätin Kuchen gebacken, und in der guten Stube bedeckte Elisabeth für ein Duzend Personen den Kaffeetisch.

„Na, Zeit wird's“, hatte Tante Minchen gesagt, als für sie und Kara die Einladung zur Vollgold'schen Kaffevisite kam. Kara hatte nur still vor sich hingelächelt und war, ob auch der Regen in großen Tropfen fiel, in das Gärtchen hinuntergelaufen, hin zu der Stelle auf der Mauer, wo sie's vor nunmehr acht Tagen Johannes Roland hinabgerufen:

„Ich freu' mich, daß ich auf der Welt bin!“

Acht Tage — und in einer kleinen Stadt, und noch mit keinem Blicke hatte sie ihn wieder gesehen. Und Tante Minchen hatte nichts gemerkt gehabt von ihrem heimlichen Morgenausflug. —

„Du kommst doch aber nachher ein bißchen herunter“, sagte Elisabeth zu Johannes.

Er war heruntergekommen, hatte sie alle der Reihe nach begrüßt, die um den runden Kaffeetisch versammelt saßen, hatte, wie den anderen, so auch Kara die Hand gereicht, und über dem Lächeln, womit sie ihn ansah, vergaß er auch, an sie das Wort zu richten, bis wie ein laut machnendes Signal über das allgemeine Redegewirr hinweg der Steuerrätin scharf klingende Stimme sein Ohr traf. Da gab er unvermittelt schnell die kleine Hand frei, die noch in der seinen lag, und sagte, von Kara hinweg nach dem Fenster blickend, gegen das der Regen schlug:

„Sie haben's schlecht getroffen mit dem Wetter hier.“

„O, das macht nichts“, antwortete sie, und er fühlte das sonnige Lächeln, wenn er's auch nicht mehr sah. — Wenn's auch mal ein paar Tage böß' ist, da freut man sich nachher doppelt, wenn wieder die guten kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zukunftsfragen der Seefischerei.

Von E. Hollstein.

Nachdruck verboten.

Gr. — Das Tierleben ist im Meere ungleich reicher entwickelt als auf dem Festlande. Gerade die kälteren Meere der Erde beherbergen eine oft erstaunliche Fülle kleiner tierischer Lebewesen, die den größeren Meeresbewohnern einen stets reichlich gedeckten Tisch bieten und die Grundlage für

Abg. Breitfeld (N. S. r.): Unsere Kundgebung hätte an Wucht gewonnen, wenn sie länger gewesen wäre. Auch wir legen Verwahrung ein gegen die Schlägen, denen die deutsche Bevölkerung in den Rheingebieten ausgesetzt ist. Wir Rheinländer sind deutsch und fühlen deutsch. Die Franzosen haben selbst mit ihren Methoden alles getan, um ihre Hoffnungen auf die Lösung der Rheinlande zu zerstören.

Abg. Fries-Köln (N. S. l.): Auch wir lehnen die Gewaltmaßnahmen in Eupen-Malmédy ab. Wir hoffen auf die Aktion unserer Brüder in den ehemals feindlichen Ländern.

Abg. Deermann (Bayr. Volksp.): Gegen die Gleichstellung deutscher Offiziere und Soldaten mit betrunkenen Farbigen muß protestiert werden. Die besetzten Gebiete wollen und müssen unter allen Umständen beim Reich bleiben.

Damit schließt die Aussprache. Es folgt die deutsch-nationale Interpellation über die

Kartoffelversteigerungsverträge,

in der über Nichtannahme von Kartoffeln Klage geführt werden soll.

Abg. Schimmler (Dnl.): Wir haben volles Verständnis für die Not der Bevölkerung, aber diese Not darf nicht politisch ausgenutzt werden. Als Landwirt fordere ich meine Berufskollegen auf, das Ihre zu tun, um die Bevölkerung zu versorgen. Eine Hauptursache der Kartoffelnot ist der frühe Frost. Die Produktion ist bereits erhöht worden. Schwierigkeiten in der Kartoffelversteigerung sind durch den frühen Eintritt des Frostes entstanden.

Ernährungsminister Hermes gibt einen eingehenden Überblick über die Kartoffelversorgung des vergangenen Jahres und rechtfertigt die Aufhebung der Zwangswirtschaft. 53 Millionen Zentner sind durch Verträge gesichert. Davon gehen 33 Millionen Zentner den Bedarfsstellen zu, während die restlichen 20 Millionen als Reichsreserve gelten. Zu Angstkäufen liegt keine Veranlassung vor. Die Kartoffelernte ist im allgemeinen gut. Die Eisenbahnverwaltung tut alles, die notwendigen Wagen zu beschaffen. Die Reichsregierung wird energisch gegen Wucherer und Schieber einschreiten. Die Händler in Bandwirtschaft und Handel müssen dafür sorgen, daß solche unläuterer Elemente, die die Not des Volkes wucherisch auszunutzen, rücksichtslos an den Pranger gestellt werden.

Nächste Sitzung Donnerstag den 18. November, nachmittags 3 Uhr. Sozialdemokratische Interpellation über Sozialisierung. Interpellation der Deutschen Volkspartei über die Not des deutschen Mittelstandes. Deutsch-nationale Kartoffelinterpellation. Kleine Vorlagen.

Aus Stadt und Kreis.

Waldenburg, 8. November 1920.

Provinzial-Verbandstag der schlesischen Haus- und Grundbesitzervereine.

Unter Vorsitz des Justizrats Dr. Niemann hielt der Provinzial-Verband schlesischer Haus- und Grundbesitzervereine, der in 52 Vereinen etwa 12300 Mitglieder zählt, am 6. und 7. d. Mts. in Breslau seinen 21. ordentlichen Verbandstag ab. Die Vorstandssitzung mit anschließendem Besammlen der Abgeordneten mit Mitgliedern des Breslauer Vereins fand Sonnabend abend im Hotel „König von Ungarn“ statt. An der Hauptversammlung nahmen Vertreter der Regierung, des Polizeipräsidenten, der Stadtgemeinde, des Kredit-Instituts, des Breslauer u. schlesischen Haus- u. Grundbesitzer-Vereins und des Innungs-Ausschusses teil. Vor Eintritt in die Tagesordnung widmete der Vorsitzende den verstorbenen Verbandsmittgliedern Trenger und Richter einen ehrenvollen Nachruf. Nach dem Tätigkeitsbericht war Leben und Verkehr im Provinzialverbande im letzten Jahre äußerst reg. In einer den Bericht abschließenden Kundgebung, die begeisterten Anklang fand, bezeichnete der Provinzial-Verbandstag Oberschlesien als untrennbaren Bestandteil

teil des deutschen Reiches. Im längerem Vortrage sprachen Regierungsrat Obst-Bunzlau über die drohende Hypothekennot und ihre Bekämpfung durch den Hypothekenschut und Justizrat Dr. Niemann über die neuen Gesetzesvorlagen, deren Gefahr und Bekämpfung. In der Schornsteinfegerfrage entschied sich der Verband für eine Unterstützung des Antrages auf Aufhebung des Schornsteinfegerprivilegs, doch schließlich aber erhob er den Antrag auf Änderung des § 77 der Reichsgewerbeordnung, dahingehend, daß vor Erhebung der Gebühren Vertreter der Hausbesitzer-Organisationen gehört werden sollen. Der Verbandstag beschloß auch, für Errichtung einer Berufungsinstantz bei den Mieteinsichtungsämtern einzutreten; ferner wurde der Erweiterung des Vorstandes, der Beitrags-erhebung von 50 Pfg. pro Mitglied und der Feststellung des Bezugsgeldes für die Zeitung auf 1,50 Mark pro Vierteljahr zugestimmt. Der Kassenbericht des Bankdirektors Paegold wies in Einnahme und Ausgabe rund 4200 Mk. nach. Als Vorsitzender wurde Justizrat Dr. Niemann gewählt, als Vorstandsmittglieder wurden Benisch (Dhlau) und Kretschmer (Waldenburg) wieder, Ludwig (Grünberg), Schachschal (Schweidnitz) und Wenzel (Reichenbach) neu gewählt. Erweitert wurde der engere Vorstand durch Paegold und Weidner (Breslau). Hilger (Schweidnitz) wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Hausbesitzer-Interessen zum Ehrenmitgliede des Provinzialverbandes ernannt. Eine freie Aussprache über wichtige Einzelfragen schloß die fast fünfständigen Verhandlungen ab, nach denen sich die Teilnehmer der Versammlung zu einem gemeinsamen Mittagbrot vereinigten.

* **Gewerbliche Fortbildungsschule.** Die Eröffnung des Freiwilligenkurses an der städt. gewerblichen Fortbildungsschule findet Donnerstag den 11. November, abends 7 1/2 Uhr, im Zeichen-saale der katholischen Knabenschule, Töpferstraße 10, statt. Anmeldungen sind nur noch bis zu diesem Tage bei Rektor Busch anzubringen.

fr. Gottschberg 60. Stiftungsfest des Männer-Turnvereins. Nicht als ein rauschendes Fest, sondern, wie es die Not des Vaterlandes von selbst fordert, in schlichter aber echt turnerischer Art beging der Männer-Turnverein am Sonnabend im Saale des „Bildau“ die Feier seines 60. Stiftungsfestes und zu gleicher Zeit die 23. Gründungsfeier der Frauenabteilung. In seiner Festansprache ließ der Vorsitzende, Lehrer Kühn, noch einmal die Geschichte und die wechselvollen Schicksale des im Jahre 1860 von 20 Mitgliedern gegründeten Vereins und die Männer, deren Namen als leuchtende Merkleine in der Geschichte des Vereins fortleben werden, aus der Vergangenheit auferstehen. An die Festrede schloß sich ein von Turnern und Turnerinnen wirkungsvoll dargestelltes lebendes Bild: „Guldigung an Vater Jahn“. Dann kamen unter Leitung des bewährten Turnwarts Miesseck turnerische Vorführungen der aktiven Turner, Turnerinnen und Jünglinge mit durchweg prächtigen Leistungen. Den Beschluß machte ein ganz reizender Holländerreigen der Frauenabteilung. Namens der hiesigen Turn-Verbindung „Vater Jahn“ brachte Bergdewalter Schür das Gelübnis unwandelbarer Turnertreue zum Ausdruck und Kaufmann Schael überreichte namens des Männer-Turnvereins Konradswaldau einen Fahnenmagel.

Bunte Chronik.

Paris als Fremdenstadt.

Früher waren die Pariser stolz darauf, daß ihre Stadt die größte Fremdenstadt der Welt war. Das hat sich offenbar geändert, denn in „Matin“ wird ein Angestellter darüber angestimmt, daß Paris zurzeit von Fremden überflutet sei. Die Pariser, so heißt es, seien geradezu bestürzt über die große Zahl von Leuten,

die man in den Boulevard-Kaffees und Straßen fremde Sprachen sprechen höre. Englisch, spanisch, italienisch, schwedisch, türkisch, ja sogar deutsch töne es im Zentrum von Paris an das Ohr der Einheimischen, während man in der Gegend zwischen Stadthaus und Bastille vor allem russische und sibirische Laute vernähme. Der „Matin“ hat sich an die Polizeipräfektur um Auskunft gewandt, ob denn wirklich der Fremdenzufluß nach Paris so erschreckend zugenommen habe. Er erhielt den Bescheid, daß sich im Jahre 1920 bisher 59400 Fremde polizeilich angemeldet hätten — für eine Dreimillionen-Stadt eine beachtliche Zahl. Freilich gibt es zahllose aus anderen Ländern zugewandene Fremde, die aus verschiedenen Gründen davon absehen, sich polizeilich anzumelden.

Aus dem Gerichtssaal.

Strafkammer Schweidnitz.

Diebstahl. Am 12. Juni bemerkte der Schlepper Reinhold Jellendorf aus Nieder Hermsdorf, daß ihm aus seinem in der Babelsauer befindlichen Kleiderbeutel ein Paar Lederschuhe nebst Socken, sowie ein Stück Seife und Kamm abhanden gekommen waren. Bald stellte es sich heraus, daß der Grubenarbeiter Albert Geisler, der mit J. zusammen auf der Glückwitzergrube arbeitete, sich die Sachen angeeignet hatte. Als Motiv für seine Tat gab G. an, daß auch ihm ein Paar Schuhe gestohlen worden seien; die große Notwendigkeit der beiden Schuhe habe in ihm den Glauben erweckt, es seien seine eigenen. Vom Waldenburger Schöffengericht wurde er von der Anklage des Diebstahls freigesprochen; der Amtsanwalt legte aber Berufung ein. Die Strafkammer verurteilte den Angeklagten zu 10 Tagen Gefängnis, beschloß aber Strafsaussetzung und setzte die Bewährungsfrist auf 3 Jahre fest.

Unterdrückung. Vom Kriegsgericht war der frühere Schläger Arthur Giesler aus Dittersbach wegen Unterdrückung zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden, wogegen von der Anklagebehörde Berufung eingelegt worden war. In seiner Stellung als Diener hatte der Angeklagte während seiner Militärzeit seinem Vorgesetzten ein Paar Schuhe, eine Militärhose, einen Mäntel, einen Helm und verschiedene andere Sachen, die ihm zur Aufbewahrung übergeben waren, unterdrückt, indem er nach seiner Abgabe die Gegenstände in einen Koffer verpackt einem Fremden übergeben hatte. Der Gerichtshof erkannte wegen militärischer Unterdrückung auf 3 Monate Gefängnis.

Bücherschau.

„Breslauer Revue.“ Eine Breslauer Sondernummer mit dem Bildnis des Oberbürgermeisters Dr. Wagner gibt soeben die „Breslauer Revue“ heraus. Geh. Justizrat Dr. Heiberg entwirft eine Charakteristik des Stadtoberhauptes, Stadtrat Leß plaudert über die Kulturaufgaben des Oberhauptes, Dr. Potogly schildert Breslaus Stellungnahme zu dem städtischen Konzil in Münster, Direktor Wolf präsentiert temperamentvoll den Wechsel der Breslauer Wesse an die Regierung. Arthur Silbergleit ist mit einer stimmungsvollen Novelle vertreten und der Wochenplauderer Brattslaw behandelt das aktuelle Thema „Wederfind und das Publikum“. Ein sehr umfangreicher kritischer Teil beschließt den Inhalt dieser ungewöhnlich reichhaltigen Nummer, die zum Preise von 80 Pfg. durch alle Buchhandlungen, alle Postämter oder direkt vom Verlage Breslau II, Tauentzienstraße 27, zu beziehen ist.

Wettervorhersage für den 9. November:

Teilweise heiter, schwachwindig, am Tage milder.

Druck u. Verlag Ferdinand Domel's Erben (Geschäftsleitung: D. Dietrich). — Verantwortlich für die Schriftleitung: D. M. u. S., für Redakteur und Inserate: G. Anders, sämtlich in Waldenburg.

Bekanntmachung.

Im Kohlenbetriebe auf dem Juliusbüsch und neue Störungen eingetreten, die eine geregelte Gasversorgung für einige Zeit verhindern. Wir sind deshalb gezwungen, die Gaslieferung so einzuschränken, daß wenigstens die abendliche Lichtversorgung durchgeführt werden kann. Zu diesem Zweck wird der Gasdruck während der Tageszeit und nachts herabgesetzt. Die Beobachtung der Gasflamme und Verbrauchsstellen wird dringend empfohlen.

Waldenburg und Waldenburg-Altwasser, den 8. Novbr. 1920. Die Vertrauensmänner des Reichskohlenkommissars für die Versorgungsbezirke des Gaswerkes Waldenburg und der Gaszentrale Niederschlesien. Ferbers. Röde.

Nieder Hermsdorf.

Die Böhmstraße (sogenannte Kuttigweg) wird wegen der dort im Gange befindlichen Kanalarbeiten bis auf weiteres gesperrt.

Nieder Hermsdorf, 8. 11. 20. Der Amtsvorsteher.

Neufendorf.

Der Haushaltsvoranschlag der Gemeinde für das Rechnungsjahr 1920 liegt in der Zeit vom 8. bis 22. November d. Js. im Gemeindebüro zur Einsicht aller Gemeindeglieder öffentlich aus. Neufendorf, 6. 11. 20. Der Gemeindevorsteher.

Neufendorf.

Zugelassen eine schwarze Hündin. Eigentümer wird ersucht, sich bis spätestens 10. d. Mts. bei dem Unterzeichneten zu melden. Nach Ablauf dieser Frist wird der Hund meistbietend versteigert. Neufendorf, 6. 11. 20. Der Amtsvorsteher.

Für Gemeindeverwaltungen

halten wir vorrätig:

Kartenblätter u. Ausenthaltstarken

für Ausländer.

Geheimhaltstelle der „Waldenburger Zeitung“.

Nur 2 Tage! Achtung! Nur 2 Tage!

Dienstag und Mittwoch,

den 9. und 10. November nochmals:

Großer Lumpeneinkauf

frei von Baß.

Ich zahle für das Kilo noch 1 bis 4 Mark.

Altmetalle,

Kupfer, Rotguss, Messing, Blei, Zink usw. werden von mir, wie bekannt, mit den höchsten Tagespreisen bezahlt.

Der Einkauf findet wieder im Ausschank zum „goldenen Löwen“ in der Bäckerstraße in Waldenburg statt.

P. Hänsel aus Görlitz.

Ein böser Husten

hat böse Folgen.

Fenchelhonig, gar. rein, in Flaschen à 4,50 und 8,00 Mk.,

Russischer Knöterich

in Paketen à 1,50 Mk.

bei regelmäßigem Gebrauch

das beste gegen Husten.

Schloß-Drogerie, Ober Waldenburg.

Kleine Anzeigen

finden in der

„Waldenburger Zeitung“

zweckentsprechende Verbreitung.

Achtung!

Orient-Theater.

Ab morgen Dienstag:
Die Kinokönigin **Henny Porten** in ihrem neuesten
Filmwerk:
Die goldene Krone.

Achtung!

Dem geehrten Publikum von Waldenburg und Umgebung zur gefälligen Kenntnis, das ich mich als

Goldschmied und Graveur

in Waldenburg, Mühlenstrasse 37, Ecke Wasserstrasse,

selbständig gemacht habe. Sämtliche Reparaturen und Neuarbeiten, Gravierungen, Vergoldungen, Versilberungen jeder Art, sowie Anfertigungen von Trauringen jeden Feingehalts, mit und ohne Goldzugabe, werden in ganz kurzer Zeit kunst- und sachgemäß bei billigster Berechnung ausgeführt.

Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, meine geschätzte Kundschaft in jeder Weise zur größten Zufriedenheit zu bedienen. Hochachtungsvoll

Gustav Ziegert,

langjähriger Gehilfe
bei der Firma Carl Frey & Söhne.

Wöhner's Buchhalterei, Altwasser, Mangelweg 5.

Ausführung sämtlicher Buchhaltungsarbeiten. —
Steuerjahren etc. Grundstücks- und Hypotheken-
vermittlung. Grundstücksverrechnungen.
Verwaltungen. Massenverbüchlichung.
Zeugnisabschriften.

Städtischer Verkauf von Winteräpfeln und Weißkohl

am Dienstag und die folgenden Tage vormittags und nachmittags,
und zwar von

Winteräpfeln

im Bartscheller, am Güterbahnhof Waldenburg (die Preise sind
bedeutend ermäßigt), und von

Weißkohl

im Kreislagerhaus zum Preise von 26,00 Mark je Zentner. Bei
Abnahme größerer Posten zum Preise von 25,00 Mark.

Waldenburg, den 6. November 1920.

Städtisches Lebensmittelamt.

Seltene Gelegenheit!

3 Duzend Chbestle,
rein Aluminium, garantiert gute
Ware, zu nur **11.55.—** (1 1/2
Dob. Nr. 30.—).

Br. Geiser, Metalle,
Borch, Post Nr. 271 (Wärrtgr.).

Waldbögel zu verk.
b. Flolka,
Töpferstraße 14, 4 Uhr nachm.

Verloren:

Grauer Moda-Handschuh
mit Perlmutterknöpfen. Gegen
Belohnung abzugeben
Reichsbank.

Leidiger Beamter sucht
möbl. Zimmer in Walden-
burg. Ange-
bote u. N. N. i. d. Geschäftsst. d. Bg.

3 Goldschmiedsgehilfen,
(verh. od. led.) ein. mit für Laden
geeignet, bei hoch. Gehalt i. ang.
dauernde Stellung für möglichst
baldigen Antritt gesucht.

Carl Frey & Söhne,
Waldenburg i. Schl.

Suche sobald wie möglich
einfaches,
ordentl. Mädchen,
am liebsten vom Lande. Melb.
Evangel. Pfarrhaus,
Deutmannsdorf, Kr. Löwenberg.

Kontorstellung

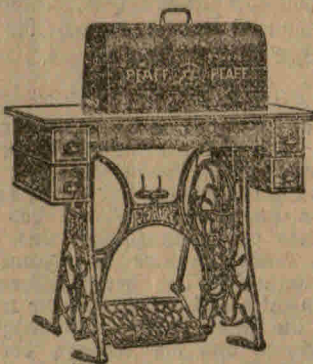
sucht frühere Schülerin der Ge-
werbe- und Handelsschule, 16 J.
alt, welche sich in ähnlicher un-
gefährlicher Stellung befindet.
Gef. Off. unter W. Z. 60 an die
Geschäftsstelle d. Bg. erbeten.

Verband heimatstreuher Oberschlesier, Ortsgruppe Altwasser.
Mittwoch den 10. November, abends 1/8 Uhr:

Monatsversammlung

in Walle's Brauerei.

Am zahlreichen Erscheinen ersucht Die Gruppenleitung.



Best-
Nähmaschinen
sind
die besten
der Welt
und hier nur
allein

zu haben bei

R. Matusche,
größtes
Nähmaschinen-
Spezialhaus
Waldenburg
Töpferstraße 7.
Teilzahlung
gern gestattet.

Kronprinz, Dittersbach.

Dienstag d. 9. November:

Kaffeekränzchen.

Anfang 6 Uhr.

Es ladet freundlich ein
Frau Keller.



Lebende

Karpfen
und
Schleien

in allen Größen
empfehlen

Paul Stanjeck,
Schenerstr. 15, Telephon 237.

Blutfrische Kinder

erziehen Sie durch Gebrauch von
Lebertran und Emulsion

aus der

Drogerie z. Vorwärtshütte

Hugo Beitsch,

Hermadorf bei Waldenburg.

Anabenstiefel, Größe 34,

Mädchen-Halbschuhe, 33,

Stoff 3. Anzug, beste

Stoff 3. Winter, Qualität,

von 1-5 Uhr nachm.

Freiburger Str. 8, II.

Bahnhofswirtschaft Zellhammer

Dem geschätzten Publikum von Zellhammer und Um-
gebung hiermit ganz ergebenst zur gefälligen Kenntnis,
dass ich die

Bahnhofswirtschaft Zellhammer

übernommen habe.

Es wird stets mein eifrigstes Bestreben sein, bezüglich
Küche und Keller das Beste zu bieten.

Indem ich gütigst um freundlichen Zuspruch bitte,
zeichne
hochachtungsvoll

Alfred Schubert und Frau.

Zellhammer, im November 1920.

Waldenburger Stadttheater.

Mittwoch den 10. November 1920: Mittwoch

Der größte Lachserfolg des Jahres 1920
an den deutschen Bühnen!

Zwangseinquartierung!!!!

Der wichtige Dialog und die hochkomischen Situationen
erwecken Sachsalven, die sich in Beifallsortane auflösen.

Mittwoch den 10. November 1920! Mittwoch

Vorverkauf von Dienstag vormittag 8 Uhr an.

Musikalische Gesellschaft.

Freitag den 12. November 1920, abends 8 Uhr, in
der Aula der evang. Volksschule, Auenstraße:

2. Konzert.

Wittenberg-Streichquartett.
Werke von Mozart, Haydn und Schubert.

Eintrittskarten für Nichtmitglieder (Balkonplätze je
2,70 Mark), sowie Programme (je 0,30 Mark) sind von
Dienstag den 9. November ab in E. Meltzer's Buch-
handlung (G. Knorr) erhältlich.

Am Konzertabend werden die Saaltüren
spätestens 7 Minuten nach 8 Uhr ge-
schlossen.

Schürmus

(f. vorige Nr.)

findet dort gleichz. auch für Nicht-
mitglieder statt. 1. Abd. (11. 11.)
ohne Sch. S. K. W.

Stadttheater

Waldenburg.

Mittwoch den 10. Novbr. 1920:

Der größte Lachserfolg!

Zwangseinquartierung.

Donnerstag den 11. Novbr. 1920:

Schwarzwaldmädel.